



<36603578220014

Die

Verkleinerer Carey's

und

die Krisis der Nationalökonomie.

Sechszehn Briefe

von

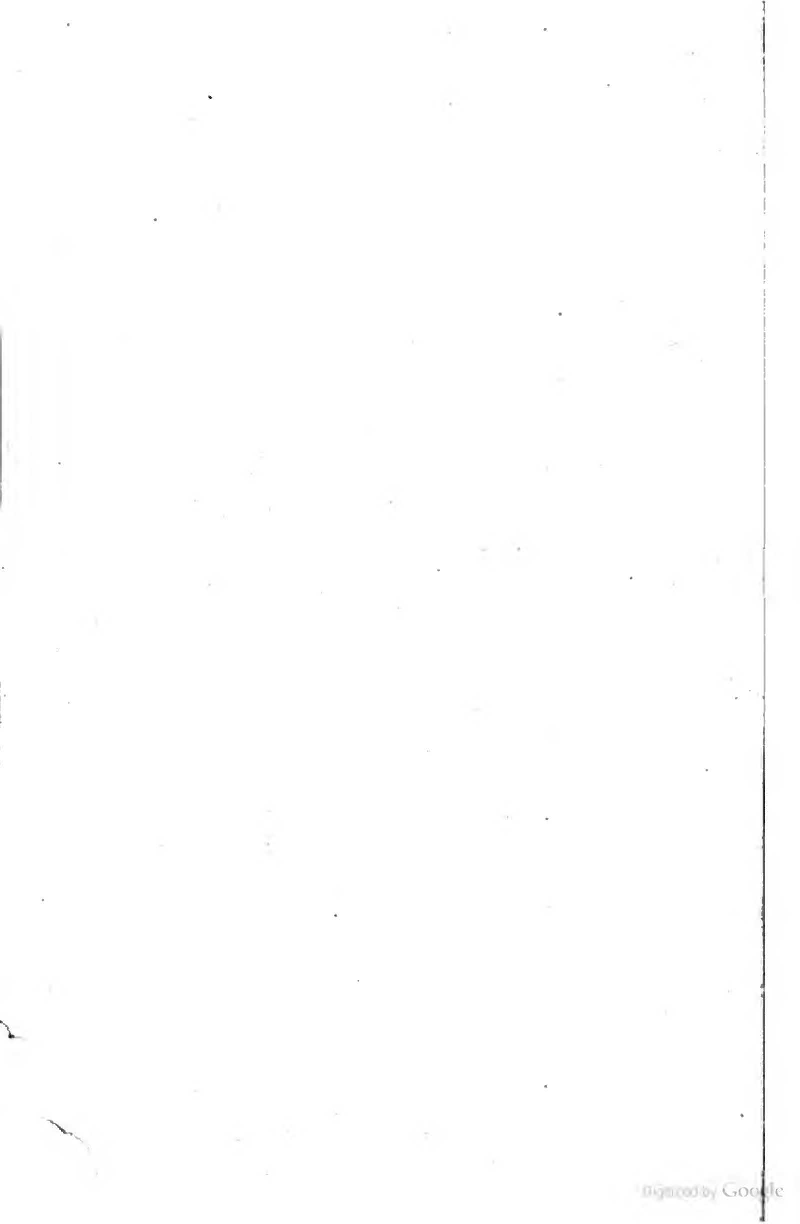
Dr. E. Dühring,

Docent der Staatswissenschaften und der Philosophie an der Berliner Universität.

Breslau,

Verlag von Eduard Trewendt.

1867.



Die

Verkleinerer Carey's

und

die Krisis der Nationalökonomie.

Sechszehn Briefe

von

Dr. E. Dühring,
Docent der Staatswissenschaften und der Philosophie an der Berliner Universität.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1867.

Vorrede.

In meinen Briefen über „Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft“ habe ich gezeigt, was Carey ist. In den vorliegenden Briefen zeige ich, was die hauptsächlichsten seiner Verkleinerer sind oder vielmehr nicht sind.

In meinen beiden andern ökonomischen Werken, in „Capital und Arbeit“ sowie besonders in der „Kritischen Grundlegung der Volkswirthschaftslehre“ habe ich positiv die Krisis der Nationalökonomie nicht nur gekennzeichnet, sondern auch eingeleitet. In der vorliegenden Schrift liefere ich hiezu das leider unumgängliche negative Seitenstück, indem ich das Verhalten meiner Widersacher blosstelle.

Hienach lassen sich die folgenden sechszehn Briefe in zwei Bestandtheile zerlegen, die ich mit ihrem bezüglichen Inhalt in einem besonderen Inhaltsverzeichniss angedeutet haben würde, wenn sich Letzteres mit der freien Form und den mannichfaltigen Mischungen in der Behandlung des Gegenstandes vertrüge. Einzelne Themata sind nämlich bisweilen zunächst nur berührt, später bei einer andern Gelegenheit wieder aufgenommen und noch später erst von einer andern Seite her und in einem andern Zusammenhang abgeschlossen worden. Doch lässt sich als der allgemeine Gang der folgende bezeichnen.

*

Die ersten zehn Briefe handeln in ziemlich gleichmässiger Vertheilung der Reihe nach von Bastiat und den Bastiatiten, von Stuart Mill und von Herrn Roscher. Nebenbei kommen auch die Würzburger Facultät mit der von ihr veranlassten Schularbeit und der Verkleinerungsversuch des Herrn Lange zur Berücksichtigung. In den sechs weiteren Briefen ist nicht mehr die Verkleinerung Careys, sondern im Allgemeinen die Krisis der Nationalökonomie und speciell die von mir in dieser Beziehung vertretene Sache der Ausgangspunkt. Ausser den Widerlegungen der gegen diese Sache gerichteten Angriffe und ausser den Hinweisungen auf einige neue Bestätigungen (wie z. B. auf die Baxterschen Aufschlüsse über Eisenbahnen und Freihandel) wird der Leser aber auch noch erhebliche polemische Ausführungen antreffen, wie z. B. diejenige gegen die einstige Verunglimpfung unseres grössten Nationalökonomen durch Herrn Roscher, den damaligen Privatdocenten. Alten und neuen Verkleinerungen List's ist in diesem Zusammenhang eine wohlverdiente Würdigung zu Theil geworden. Selbstverständlich hat das Eingehen auf die theoretische Krisis auch einige kurze Andeutungen über die sociale Situation nöthig gemacht, in denen die Leser meiner früheren Schriften die Hinzufügung neuer Gesichtspunkte und die Hinweisung auf neue Thatsachen nicht verkennen werden.

Ungeachtet der ungezwungenen Form, deren Vortheile ich im Interesse des Lesers möglichst auszunutzen bemüht gewesen bin, haben sich einige sehr subtile Untersuchungen nicht so darstellen lassen, um alle Ansprüche auf gespanntere Aufmerksamkeit überflüssig zu machen. Bisweilen hat auch der Gegenstand eine gewisse Trockenheit in sich selbst unvermeidlich dargeboten, an der ich unschuldig bin. So z. B. konnte ich die grössten Verstösse des Herrn Roscher nicht blosstellen, ohne ein paar in dieser Beziehung classische Stellen von ihm auszuschreiben und mich in der Erörterung derselben auf seine Manier und Vorstellungsweise einzulassen. Für die Langeweile oder Pein, die

jene Stellen oder die erwähnte nothgedrungene Einlassung verursachen, bin ich nicht verantwortlich. Es ist dies eine unangenehme Beimischung, die im Interesse der Gründlichkeit und des ernsten Zwecks gelegentlich ertragen werden muss. Die studirende Jugend wird dafür den Vortheil haben, ihre Zeit und ihre Fähigkeiten künftig besser anlegen zu können und nicht mehr in unwürdiger Richtung vergeuden zu müssen.

In der Beurtheilung Mills konnte ich nicht umhin, neben seinen Ansprüchen auf nationalökonomisches und politisches Wissen auch diejenigen auf eine besondere Distinction als Logiker zu berühren. Die Entschiedenheit, mit welcher auch der Logiker Mill gelegentlich gekennzeichnet ist, wird nicht befremden, wenn man sich des Umstandes erinnert, dass grade die logische Seite der Wissenschaft und Philosophie zu den Gegenständen gehört, an deren durchgreifender Reform ich in meinen philosophischen Schriften, namentlich in der „Natürlichen Dialektik," wenn auch nicht grade zur Erbauung der philosophischen „Erwerbsleute," so doch zum Nutzen und unter Theilnahme des unbefangeneren Publikums und der Studirenden, mit Erfolg gearbeitet habe.

Die Bemühungen um die Careysche Oekonomie, an deren Verbreitung in und ausser Deutschland mir ein wesentlicher Antheil allerseits zugestanden wird, haben in den letzten zwei Jahren, also überhaupt seit der Aufnahme der Sache, entscheidende Wirkung gehabt. Hiefür zeugen die mehrfachen Ausgaben der Careyschen Schriften neben- und nacheinander. Von der verkürzten Socialwissenschaft erschienen 1866 zwei Concurrenzübersetzungen, die eine in München, die andere in Berlin. Eine zweite Ausgabe wird, wie ich höre, vorbereitet. Was das Ausland anbetrifft, so sind zu der früheren Französischen Ausgabe Ungarische und Russische neuerdings hinzugekommen. Auch die speciellen Gegenschriften der widerwilligen Gegner, sowie die gesteigerte Rücksichtnahme von Seiten gelehrter

Schriftsteller aus der älteren Ueberlieferung sind bezeichnende Umstände.

Dieser Erfolg wird sich noch steigern, und es wird namentlich bei uns in dieser Richtung an nachhaltigem Fortschritt nicht fehlen, in dem Maasse als die Deutschen in Carey denjenigen Nationalökonomen kennen lernen, der sie und ihre Verhältnisse unter allen ausländischen Theoretikern einzig und allein geachtet und gewürdigt, ja dies in einer Weise gethan hat, welche ihre eigenen Theoretiker der gewöhnlichen Art beschämt und nur mit der Auffassung eines List vergleichbar ist. Erst vor ganz Kurzem hat der Amerikanische Nationalökonom in seiner Broschüre (Review of the decade 1857—1867, datirt 22. Juni), in welcher er seine Theorie mit den Thatsachen des letzten Jahrzehnts vergleicht und belegt, von diesem Verhalten einen neuen Beweis gegeben. Im Zollverein sieht er die erste Grundlage der nationalen Kraftentfaltung und redet in dieser Beziehung von einem „um den geringen Preis einer einzigen Woche von Kämpfen für List und seine grosse Idee errichteten Denkmal.“ Er hat ein Verständniss für das, was uns gegenwärtig spornt, und sein Ausspruch „das deutsche Europa werde das Monument Friedrich List's sein,“ stammt aus ebenso tiefer Ueberzeugung von der Tragweite unserer socialökonomischen Kraft, als aus williger Anerkennung unserer grossen internationalen Rolle und Zukunft.

Auch die Früchte, welche die Krisis der Nationalökonomie tragen soll, sind, wenn auch in erster Linie an die allgemeinen wissenschaftlichen Voraussetzungen, so doch zunächst auch an die nationale Lage gebunden. Wir werden, je länger je mehr, unsere Rolle als Volk unter den Völkern steigern, und wir werden dann auch in der Theorie und speciell in der ökonomischen Theorie den uns gebührenden Platz erobern. Unser List wird als der erste nationalökonomische Denker erkannt werden, welchen die alte Welt im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Von dieser Erkenntniss wird das weitere Schicksal der

Theorie abhängig sein und das, was wir jetzt als Theorie im vollen Bewusstsein seiner Tragweite feststellen, wird unter der Fahne des Deutschen Geistes die Jahrhunderte aufklären und civilisiren helfen.

Schliesslich noch eine äusserliche Bemerkung. Die neue Amerikanische Anregung des Bastiatschen Plagiats hat mich im Verein mit der Ueberzeugung von der wissenschaftlichen Wichtigkeit dieser Frage bestimmt, ausser der kurzen Erörterung, die ich vor zwei Jahren in der einen der deutschen Ausgaben des kürzeren Carey-schen Werks veröffentlichte, hier noch ein paar Zusätze (unter II.) folgen zu lassen.

Das Bastiatsche Plagiat.

I.

Die im Jahre 1850 veröffentlichten „Oekonomischen Harmonien" Bastiats sind grade in ihren wichtigsten und originellsten Aufstellungen als die Frucht einer zwar nicht allzu tief eindringenden aber doch zu annähernder Wiedergabe ausreichenden Lectüre von Carey's „Principien der politischen Oekonomie" (1837) zu betrachten. Dies ist das Ergebniss meiner Nachforschungen. Ich zähle die Gründe auf, welche diese Entscheidung unvermeidlich machen.

1) Bastiats eigene Eingeständnisse würden ganz allein schon hinreichen, uns für die Annahme des Plagiats zu stimmen. Seine Erklärungen an das Journal des Economistes, datirt v. 8. December 1850 (abgedruckt auch in Bastiat Oeuvres 1. p. 209), zugleich die letzte Kundgebung vor dem nach ein paar Wochen erfolgenden Tode, geschrieben unter dem Druck körperlicher Leiden und unter dem Einfluss einer gewissen Resignation, spricht stärker als es nur irgend

objective Beweisgründe könnten, für die Wahrheit der Anschuldigung. Zunächst erfahren wir, dass Bastiat Carey's Schriften erst seit kurzer Zeit kenne und dieselben nur „sehr oberflächlich“ (fort superficiellement) gelesen habe. An einer spätern Stelle des Briefs beruft sich Bastiat darauf, dass er dem Verleger Guillaumin sehr oft gesagt habe, es wären vortreffliche Dinge in den Werken Carey's (il y a d'excellentes choses dans les ouvrages de M. Carey), dass er aber die Empfehlung einer Französischen Uebersetzung immer wieder durch die Hinweisung auf Carey's Urtheil über die Franzosen habe zurücknehmen müssen.

Ferner erkennt Bastiat an, dass „die grosse und tröstliche Sache der Interessenharmonie Niemandem mehr verdanke als Carey; dieser habe sie aus einer grossen Anzahl von Gesichtspunkten signalisirt und bewiesen ....“ „Es sei vielleicht ein Unrecht, dass er Carey nicht citirt habe, aber es reiche nicht bis an seine Intention (ne remonte pas à l'entention).“ Mit letzterer Wendung wird offenbar vergebens versucht, den Dolus zu bestreiten; denn die Entschuldigung, er habe ihn im zweiten Theil der Harmonien citiren, ja ihm „die erste Rolle auf der Bühne“ (rücksichtlich der Rente) zuschreiben wollen, dürfte doch gar zu wenig befriedigen. Der Schluss des Bastiatschen Briefes wird nun vollends zum Verräther der geheimsten Regungen. Bastiat nimmt seine Zuflucht zu einer Erörterung über den Begriff des Plagiats; die „Entlehnung einer Bemerkung oder eines Arguments verpflichte ihn nicht.“ Wie die letzten Worte zeigen, so scheint Bastiat gemeint zu haben, die Bedeutsamkeit und Tragweite der eignen Formgebung habe ihn von pedantischen Rücksichten auf den Ursprung untergeordneter Dinge entbunden.

2) Wir haben soeben Aeusserungen constatirt, die einem Eingeständniss des Plagiats, gelinde gesagt, nahe kommen und den Mangel des guten Glaubens nicht zu verbergen vermögen. Wenden wir uns jetzt zu einigen objectiven Nachweisungen. Zunächst lässt sich fest-

stellen, dass Bastiat erst in den letzten drei Jahren seines Lebens (er wurde beinahe 50 Jahre alt) zu den eigenthümlichen Ansichten gelangt sei, durch welche sich die Harmonies économiques auszeichnen. Der zweite Theil dieser seiner letzten Schrift ist bekanntlich nicht erschienen; an Stelle desselben sind nach dem Tode Bastiats 15 Ergänzungsaufsätze den 10 Capiteln der Harmonien hinzugefügt worden. Eines dieser nachgelassenen Supplemente (Cap. XVI) handelt von der Bevölkerung fast genau im Malthus'schen Sinne, und ist, wie sich aus darin vorkommenden Beispielen auch abgesehen von der Bemerkung des Herausgebers ersehen lässt, gegen das Jahr 1846 hin oder noch wahrscheinlicher im Laufe desselben geschrieben. Man vergleiche nun diese Vertheidigung der Malthus'schen Person und der Malthus'schen Ansichten mit einer Stelle im ersten Theil der Harmonien (Cap. IV. Gesammtausgabe Band 6 S. 103 Mitte und S. 104 Mitte). Dort wird die Dichtigkeit der Bevölkerung als der die unentgeltliche Nutzbarkeit fördernde Umstand hervorgehoben, und auf eine spätere Abhandlung über die Bevölkerung vertröstet. Die Betrachtungsart und der Standpunkt sind offenbar verändert, und wenn man die ganze antimalthussche Haltung des ersten 1850 erschienenen Theils der Harmonien erwägt, so wird man Angesichts der nachgelassenen Abhandlung über die Bevölkerung zu dem Schlusse genöthigt, dass Bastiat zu den wichtigsten Ideen jedenfalls nicht früher als nach 1846 gelangt sei. Seine grade nicht spärlichen früheren Schriften verrathen keine Spur der später eingetretenen Wendungen und des am meisten originellen Inhalts der Harmonien. An jenen sicheren Schluss reiht sich daher ohne Zwang die Hypothese, dass Bastiat erst nach 1846 das Careysche Werk von 1837 seiner Aufmerksamkeit gewürdigt habe. Gestatten wir uns zur näheren Bestimmung dieser Hypothese die Benutzung der oben erwähnten eignen Aeusserung Bastiats, dass er Carey's Schriften erst seit kurzer Zeit (peu de temps) kenne; so werden wir dieses „peu de temps“ doch wohl höchstens auf ein paar Jahre ausdehnen dürfen

und daher genöthigt sein, etwa das Jahr 1848 oder einige Zeit vorher als den Ausgangspunkt der näheren Bekanntschaft mit den Careyschen Schriften hinzustellen. In dieser Annahme müssen wir uns noch bestärken, wenn wir bedenken, dass im Frühjahr 1848 Careys Schrift „the past, present and future“ erschien, — ein Umstand, welcher sehr geeignet war, die Aufmerksamkeit auch wieder auf das ältere Werk von 1837 zu lenken oder wenigstens in dieser Richtung mehr zu spannen. Man dürfte also wohl als höchst wahrscheinlich voraussetzen, dass Bastiat seine Materialien auf Grund der neuen Anregungen und Einsichten umarbeitete, und dass jener befremdliche Inhalt der Bevölkerungsabhandlung als eine von dem frühern Gedankenregime zeugende Ruine unglücklicherweise stehen geblieben oder doch wenigstens nicht völlig geschleift worden ist.

Ueber die directe Entlehnung der Stelle von der Schwanenflussansiedlung möchte kaum noch ein Wort nöthig sein. Es genügt, die Citate neben einander zu stellen. Man vergleiche also einerseits Carey, Principles I., 1837, besonders Cap. V. p. 50 (Anmerkung) und nebenbei auch Cap. VII. p. 116, andererseits aber Bastiat's Harmonien Cap. IX. oeuvres VI. p. 311, wobei nicht zu vergessen ist, dass die erste Ausgabe der Harmonien bereits im November 1850 vergriffen war, und dass der Streit über das Plagiat, welcher durch Careys vindicatorischen Brief veranlasst wurde, grade in diesem Zeitpunkt begann.

Am merkwürdigsten gestaltet sich die Entlehnung in der Werththeorie, in welcher Bastiat so sehr an seine eigne Originalität glaubt, dass er in dem oben erwähnten Brief behauptet, in diesem Capitel habe er Carey jedenfalls nicht citiren können. Diese vermeinte Originalität besteht nun aber wirklich nur in der Uebernahme einer nicht zutreffenden und von Carey selbst ohne Consequenzen gelassenen Wendung. In den Principles von 1837 (Band I, Cap. II. S. 8 oben) wird von dem isolirten wirthschaftlichen Subject gesagt, dass es seine Arbeit gegen die Erzeugnisse, die es sich beschafft, in Tausch gebe

(to give in exchange). Offenbar ist hier der Tausch nur eine Metapher, und seine Erwähnung würde eine schielende Wendung sein, wenn man bei dieser Metapher an logische Consequenzen dächte. Nun hat Bastiat nicht nur Letzteres gethan, sondern seine ganze Werththeorie an den Tausch angeknüpft und auf das Missverständniss jener Metapher gebaut, wie man sich aus den einschlagenden Capiteln der Bastiatschen Harmonien überzeugen kann. Beiläufig bemerkt, ist die Consequenz dieser missverständlichen Aneignung nun auch noch auf Macleod vererbt worden, der in der verhältnissmässig oberflächlichen Werththeorie Bastiats und besonders in dieser auf Missverständniss beruhenden Grundlegung Wunder welche Errungenschaft sieht.

3) Die angeführten drei objectiven Gründe würden ganz allein schon entscheidend sein, auch wenn sie nicht durch Bastiats eigne Aeusserungen unterstützt würden. Um jedoch auch noch eine Autorität anzuführen, berufe ich mich schliesslich auf das Urtheil des Italiänischen Nationalökonomen Ferrara. Dieser Professor hat die Angelegenheit bereits sehr früh untersucht und ist zu dem Ergebniss gelangt, dass der Inhalt der Bastiatschen Harmonien zusammenfalle und identisch sei mit dem, was auch in Carey Principles von 1837 angetroffen werde. Rücksichtlich Ferrara's Ueberzeugung von dem Plagiat vergleiche man besonders Biblioteca dell' Economista, prima serie vol. XII. 1851 und zwar Ferrara's Einleitung S. CXXIV. unten.

Für denjenigen, welcher sich auf die innere Entstehung origineller Lehren einigermaassen versteht, bedarf es nur der Thatsache, dass Bastiat Careys Schriften vor der Herausgabe der Harmonien gekannt habe. Die Unkenntniss dieser Thatsache hat mich früher Anstand nehmen lassen, die Anschuldigung des Plagiats für gerechtfertigt zu halten. Die oben angeführten Beweisgründe sind nun aber auch für denjenigen zwingend, der von dem Wesen der innern Entstehung bahnbrechender Conceptionen keine eigne Anschauung hat, und ich glaube, dass, obwohl mir weitläufige Ausführungen an dieser Stelle

nicht möglich waren, dennoch die nackten Thatsachen genug gesprochen haben werden, um in dem Leser, der sich von der Treue des Berichts dieser Thatsachen überzeugt hat, keinen Zweifel an dem Plagiat übrig zu lassen.

II.

Auf Veranlassung einer Hinweisung auf die neue Ungarische Uebersetzung der kürzeren Careyschen Socialwissenschaft entspann sich in Amerikanischen Zeitungen (World, Presse, Harpers Weekly und andern Newyorker und sonstigen Blättern) vor einigen Monaten ein Streit über das Verhältniss Bastiats zu Carey und namentlich über das Plagiat des Ersteren, in welchem Carey genöthigt wurde, mit drei Briefen in den betheiligten Tagesblättern zu interveniren. Unter Berufung auf eine Anmerkung der Herausgeber der Bastiatschen Werke, derzufolge es denselben gelungen sein sollte, Carey in der betreffenden Privatcorrespondenz von der Loyalität Bastiats zu überzeugen, hatte man behauptet, Carey selbst könne in dieser Beziehung eine weitere Anschuldigung Bastiats nicht gut heissen. Diese Herausforderung führte von Seiten Careys zu einer gründlichen Besprechung der Angelegenheit in den drei, auch in besonderm Abdruck erschienenen Briefen vom 22. April, 7. Mai und 31. Mai 1867.

Diese neue Erörterung des vor 17 Jahren zum ersten Mal angeregten Streits bekundet, wie wenig auch fernerhin auf eine gründlichere Kenntniss des Sachverhalts zu rechnen sei, wenn nicht jede Gelegenheit benutzt wird, über die hauptsächlichsten Bestandtheile der Frage kurze und bündige Rechenschaft zu geben. Die oben angeführte ausführliche Sammlung der Acten der ersten und schon vollständig überzeugenden Verhandlung von Seiten des Italiänischen Professors und nachmaligen Finanzministers Ferrara ist wohl der Fremdheit der Sprache wegen bei uns sogar bei den Gelehrten und selbst nach meiner obigen vor zwei Jahren erfolgten Hinweisung ohne Wirkung geblieben. Die autoritätsbedürftigen Kreise, ja überhaupt die

ganze gewöhnliche Autoritätsatmosphäre, Führer und Gefolgschaften zusammenbegriffen, sind noch kaum bei Bastiat und dem Verständniss desselben angelangt, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn ihnen die intimeren Beziehungen der Bastiatitischen Doctrinen zu den Carey'schen Originalien noch etwas transcendent vorkommen. Ein Jenenser Professor liess mir in seiner Zeitschrift durch einen seiner Employés sogar vorhalten, es sei „kleinlich," die Angelegenheit zu verfolgen. Er hat damit freilich nur, wie schon öfter, bewiesen, dass er von dem Wesen und von den Grundsäulen, auf denen die moderne Oekonomie ruht, keine Ahnung hat. Ein Mathematiker, der es für kleinlich erklären würde, dem Ursprung des Differentialcalcüls nachzuforschen und die Originalität Newtons gegen Leibniz festzustellen, würde ausgelacht werden. Ausser dem Interesse an der persönlichen Gerechtigkeit ist die Wissenschaft selbst noch aus zwei Gesichtspunkten sehr ernstlich betheiligt. Erstens ist es wichtig, über Dualismus oder Einheit des Ursprungs epochemachender Ideen zu entscheiden, und zweitens ist es auch wichtig, aus der stets äusserst geringen Anzahl von Werken, die im Laufe der Jahrhunderte als schöpferische Leistungen bestehen sollen, diejenigen auszumerzen, die durch verhüllte Entlehnungen den trügerischen Anschein der Originalität gegeben und zunächst einen weit über ihre Beschaffenheit hinausgehenden Ruf erschlichen haben. Die Rangordnung der Werke und der Geister und mithin auch die Richtung des Studiums von Seiten der jungen Generation ist bei der Entscheidung eines so colossalen Plagiats, wie das Bastiatsche, in ganz ausserordentlicher Weise interessirt. Freilich darf man von denen, die allein in der subalternen Sphäre heimisch sind und nur den äusserlichen und subalternen Geschäftsgang der Gedanken kennen, nicht erwarten, dass sie höhere Rücksichten begreifen sollen. Diesen Leuten ist grade das „kleinlich," was in der That Bedeutung hat, und umgekehrt grade das bedeutend, was in Wahrheit nur den Bureaudienst der Wissenschaft angeht.

Unbekümmert um derartige übertägige, sich selbst charakterisirende Bemängelungen meiner Bemühung, die Plagiatfrage klarzustellen, lasse ich hier noch einige Nachträge zu den obigen, vor zwei Jahren veröffentlichten Bemerkungen und zu alledem folgen, was ich in der „Kritischen Grundlegung“ und in der vorliegenden Schrift über das äussere und innere Verhältniss der Bastiatschen Harmonien zu den älteren Werken Careys beigebracht habe.

In formaler Beziehung ist die Werththeorie die Axe, um die sich die wissenschaftliche Gestaltung der modernen Volkswirthschaftslehre dreht. Diese Axe hat nun schon in Carey's älterem Hauptwerk eine andere Lage, als bei der gesammten übrigen Oekonomie, und es ist die Axe in dieser neuen Lage, um welche auch Bastiat, wenn auch ziemlich ungeschickt, nach Anleitung des Carey'schen Werks versucht hat, seine Oekonomischen Harmonien rotiren zu lassen. Bei diesem Versuch ist Zweierlei wohl zu unterscheiden. Erstens ist die Werththeorie im Allgemeinen und zweitens das besondere hochwichtige Thema von der Entstehung und Natur der Grund- und Bodenwerthe in Frage.

Was die allgemeine Werththeorie anbetrifft, so verweise ich in dieser Beziehung auf die specielle Besprechung der Bastiatschen Entlehnungen und Verschlechterungen ihres Inhalts in der vorliegenden Schrift, namentlich aber auf den Umstand, dass die von Ferrara betonte und von Carey auch noch soeben in seinem „Rückblick auf das Jahrzehnt“ hervorgehobene Formel (vom Werth als dem Maass der ersparten Arbeit) keineswegs eine Erweiterung, sondern im Gegentheil eine Bornirung des neuen Gesichtspunktes enthält. In dem zweiten Theil der Frage, welcher die Entstehung der Bodenwerthe betrifft, hat sich nun Bastiat aber noch ausdrücklich einer offenen Verleugnung schuldig gemacht. Er hat in den Harmonien ausdrücklich behauptet, dass „alle ökonomischen Theoretiker ohne Ausnahme“ (Cap. IX. oeuvres VI. p. 306) die irrthümliche Auffassung der Bodenwerthe

vertreten. Das Gegentheil dieser irrthümlichen Auffassung hatte er aber eben in strengem Anschluss an Carey's schon damals ein Dutzend Jahre veröffentlichtes Werk so getreu reproducirt, dass sich Ferrara nachher mit gutem Gewissen gestatten konnte, von einer Identität „der Theorie, der Thatsachen, der Beweisgründe und sogar der Ziffern“ zu reden. (Vergl. zu der citirten Stelle von Bastiat namentlich Seite 49 des ersten Bandes von Carey, Principles of political economy. 1837.)

Von der stillschweigenden Annahme und Vorführung der mehr secundären Anschauungen des Carey'schen Werks lässt sich hier keine kurze Rechenschaft ablegen; indessen sind einerseits diese untergeordneten Uebereinstimmungen weniger wichtig, und es würde andererseits in der That „kleinlich“ sein, nach der Feststellung des Hauptvergehens und dem in dieser Beziehung ganz vollständigen Beweise der Schuld, ja sogar der bewussten Absicht, für die kleinen Nebendiebstähle noch besondere Aufmerksamkeit zu verlangen. Statt einer solchen Zumuthung zu entsprechen, ist es besser, diejenigen, deren Pedanterie oder übler Wille noch nicht genug haben sollte, auf die Ausdrucksweise Ferraras zu verweisen, der nach einer in das kleinste Detail ausgeführten und ganz parteilosen Untersuchung mit Rücksicht auf die oben erwähnten Uebereinstimmungen von dem ältern Werk Careys und den Bastiatschen Harmonien kurz und bündig gesagt hat: „Diese zwei Bücher sind nur eines.“

Allerdings hätte er hinzusetzen müssen: Die unrechtmässigerweise veranstaltete Reproduction ist in den Hauptzügen doch nur ein Zerrbild geworden und übrigens in dem eigenthümlichen Beiwerk sowie in der Art ihres Harmonismus eine unwillkürliche Parodie des Originals. — Besonders der letztere Umstand, auf den ich in der vorliegenden Schrift näher eingegangen bin, ist wichtig, um der Verwechselung der socialen Richtung Careys mit der antisocialen Haltung Bastiats vorzubeugen. Der gewaltige Unterschied, der übrigens zwi-

schen dem materiellen Inhalt des Carey'schen Gedankenkreises und den Bastiatschen Neigungen besteht, bekundet sich am entschiedensten in den neueren Hauptwerken des Amerikaners, ist aber auch schon in seiner ältesten Conception der politischen Oekonomie nicht zu verkennen. Je mehr daher ein gründliches Studium der Carey'schen Schriften Platz greift, um so weniger wird eine Vermischung und oberflächliche Confundirung der reinen Quelle mit ihrer trüben und in falscher Richtung gemissbrauchten Ableitung möglich bleiben.

Berlin, im September 1867.

Eugen Dühring.

Erster Brief.

Ihr Anerbieten nehme ich mit Dank an. Das Handwerk (und leider hat nun einmal Alles, auch das Beste so eine fatale Handwerksseite), — das Handwerk nöthigt, wie Sie wissen, auch mich, viel mittelmässiges Zeug vorzunehmen. Hiebei ist es ein Trost, sich das Allerschlechteste ersparen zu können, und in dieser Beziehung ist Ihr Vorschlag vortrefflich. Als Uebungsfeld für solche, die lernen wollen, Unkraut zu jäten, ist manche Schrift ganz verdienstlich, während sie demjenigen, der dieser kleinen Exercitien bereits genug durchgemacht hat, nur jene unangenehmen Empfindungen erregt, die der an gute Musik Gewöhnte bei den Probestückchen der Stümper aushalten muss. Auch mein Gewissen, dass sich bei der ersten Notiznahme von Ihrer Proposition ein wenig regte, ist jetzt beschwichtigt. Zuerst dachte ich allerdings, wozu grade die Jugend mit dem Schlechten oder Mittelmässigen behelligen? Indessen diese Disciplin wird ihr durchschnittlich doch nicht erspart. Die Impfung hat auch auf geistigem Gebiet Einiges für sich. Impfen Sie daher getrost bei Ihren Söhnen die ökonomischen Blattern, die sonst früher oder später in der Ansteckungsatmosphäre unserer „volkswirthlichen" Traditionen und Umgebungen zum Vorschein kommen müssten. Je früher diese Krankheitsstoffe ausgeschieden und die Anlage zu jenem ökonomischen Gesichtsputz, den so viele „allzu reife" Knaben bei uns gravitätisch zur Schau tragen, in der Wurzel ausgetilgt wird, um so besser für den weitern Lebenslauf. Ich selbst habe in diesem Punkte einige Er-

fahrungen gemacht, und ich wünschte, es wären deren noch mehr gewesen. Ein bekanntes Handbuch der kleinern Hälfte der Nationalökonomie, nämlich ihres sehr unbestimmten A B C und einer landwirthschaftlichen Nutzanwendung dieses A B C, — ich warf es zum Glück für meine weiteren volkswirthschaftlichen Studien schon sehr früh mit arger Enttäuschung und auch sogar mit einem gewissen moralischen Widerwillen aus der Hand, und ich habe dies in der langen Reihe von Jahren, die seitdem verflossen ist, nie zu bereuen gehabt. Mein ursprüngliches Urtheil hat sich mir bei jeder Gelegenheit bestätigt, durch welche ich in die Lage kam, mich mit Transpirationen oder Traditionen aus dieser Quelle einlassen zu müssen. Probiren Sie es also getrost einmal mit Ihrem Aeltesten. Selbst vom Standpunkt der gewissenhaftesten Pädagogik ist gegen diese geistige Reinigungskur nichts einzuwenden. Gelegentlich können Sie ja auch dem jungen Comtoiristen, den Sie seit einiger Zeit, wie er es mir auch zu verdienen scheint, in Ihrem Geschäft besonders auszeichnen und mit besseren Bildungsmitteln so liberal ausstatten, die Wohlthat eines kleinen kritischen Cursus zu Theil werden lassen. Wenn Sie ihm auch nicht zumuthen können, über griechische Citate zu stolpern und sich in den Originaltext des Thucydides zu vertiefen, so kann er doch in der Manchestersphäre und in der baumwollnen Oekonomie seine Uebungen machen und seinen Scharfsinn bewähren. Ich hätte auch für ihn etwas Arbeit, die ich gern von mir abwälzte. Entschuldigen Sie diese Zumuthung mit Ihrer eignen Liberalität. Geben Sie sich nun doch einmal die Mühe, Ihre beiden Söhne in die Nationalökonomie einzuführen, und wählen Sie hiezu den meiner Ueberzeugung nach zweckmässigsten Weg, die Auswüchse als Auswüchse erkennen zu lehren und so eine heilsame Einsicht in das verhältnissmässige Nchtwissen der bei uns am meisten celebrirten ökonomischen Granden anzubahnen, so wird es Ihnen auch nicht schwer werden, Ihre Aufmerksamkeit besonders auf die naturwüchsigen Urtheile zu richten, die in der unbefangenen Auffassung einer talentvollen Jugend die Unnatur, das Verkehrte oder gar Verlogene am nachdrücklichsten blosszustellen pflegen. Wir älteren Leute haben uns schon an manche Misere gewöhnt. Unser wissenschaftliches Trommelfell ist schon gegen

das Kratzen der geistigen Instrumente mehr als wünschenswerth abgehärtet. Wir huldigen in diesem Gebiet schon zu sehr dem nihil admirari. Wenn wir uns wundern, so wundern wir uns höchstens noch über etwas halbwegs Gelungenes. Der mittlere Mensch des Herrn Quetelet dagegen ist uns auch in der Wissenschaft nur zu wohl bekannt, um unsere Aufmerksamkeit auch nur ganz lose zu spannen. Wir sind gleichgültig gegen das gewöhnliche banausische Treiben und wir sind dem ungemein Schlechten gegenüber auch grade nicht in der Lage, ausser Fassung zu gerathen und uns das Gleichgewicht des Gemüths stören zu lassen. Der Weg zu dem ausgesucht Schlechten ist bekanntlich sehr breit, und ausserdem findet ja auch nur der Pöbel über die Monstra Ursache zur Verwunderung. In jüngeren Jahren übt man eher eine rücksichtslose Kritik; man empfindet die Mängel und Gebrechen in der Ursprünglichkeit des ersten Eindrucks. Man ist optimistischer in den Anforderungen und Zumuthungen und verfährt pessimistischer in der Beurtheilung des Wirklichen und Thatsächlichen. Später gewöhnt man sich an die noble Umgebung. Man setzt sich mit ihr auseinander; man wird ein praktischer Pessimist in jenem beherzigenswerthen Sinn des Satzes, Dinge und Menschen weniger zu beurtheilen, aber mehr zu behandeln, wie sie es werth sind. Dieses Princip findet seine Anwendung auch in der Wissenschaft. Mit einer gewissen Gleichgültigkeit sieht man die blosse Klarstellung des Irrthums an, und hält es höchstens der Mühe werth, den Verdienst um die Hervorbringung des Schlechten gelegentlich die angemessene Begegnung zu Theil werden zu lassen. Es giebt sogar eine Gattung von Leistungen, bei denen es nicht angebracht wäre, an den Verstand oder guten Willen ihrer Urheber und des sie glorificirenden Theils des Publikums zu appelliren. Wäre in diesem Fall nicht wissenschaftliche Polemik sondern Lebenspraxis in Frage, so wäre zu schweigen und zu treffen. So aber muss man sich wenigstens nicht den Schimpf anthun, zu demonstriren und sich logisch zu bemühen, als wenn es sich überhaupt um Wahrheits- oder Rechtsdeductionen in dieser Sphäre handeln könnte, oder als wenn man in einer Gemeinschaft des loyalen Verkehrs stände. Dies sind Illusionen, die man allgemach ablegt, um eine weniger günstige Auffassung an die Stelle

treten zu lassen. Man kann leider nicht, wie in der Praxis des Lebens, schweigend seine That thun; man kann aber wenigstens von vornherein die sogenannte wissenschaftliche Auseinandersetzung in einem mehr practischen Sinne handhaben. Man wendet sich alsdann gar nicht mehr direkt gegen die sogenannten Gegner, sondern an denjenigen Theil des Publikums, dem an Verstand, Gesinnung und Ueberzeugung wirklich gelegen ist. Was dieser Führung der Sache im Wege ist, wird weggeräumt, und dieser kürzere Process genügt auch vollkommen für Männer, die wissen was sie wollen, und nebenbei auch wissen, was sie nicht wissen und nicht wollen. Das jüngere Alter muss sich dagegen unter allen Umständen entschliessen, die Bekanntschaft der hauptsächlichsten Ueberlieferungen und übertägigen Erscheinungen zu machen und sich direkt mit alledem zu befassen, was wir hinter uns haben. Von diesem Standpunkt aus sind Einwendungen möglich, die später unmöglich werden. Auch etwas Schulamüsement erscheint unter solcher Voraussetzung ganz natürlich. Die Albernheiten der Tröpfe und die Beschränktheiten des schulmeisterlichen Zopfes finden aus diesem Standpunkt die angemessenste Würdigung. Bilden Sie also, dies ist mein an Ihr Anerbieten anknüpfender Vorschlag, getrost eine kleine nationalökonomische Gesellschaft, und traktiren Sie in meinem Interresse, was ich nicht mehr zu traktiren, wenigstens nicht in gewissen Richtungen zu traktiren Musse und Lust habe.

Wenn ich nicht irre, so ging aus Ihrem neulichen Schreiben hervor, dass der höhere Schulmeister, den ich auf meinem jüngsten Abstecher ein klein wenig kennen zu lernen das Vergnügen hatte, Ihnen gelegentlich seine Aufwartung macht. Hat er denn noch gar nicht auf Nationalökonomie angespielt? Es ist dies seine schwache Seite; Sie werden es finden, wenn Sie ihn einmal zu einem „volkswirthlichen“ Thee (es kann auch ein thé dansant sein) einladen. Beiläufig bemerkt, er ist der rechte Mann dem Comtoiristen auf dem Knüppeldamm der Griechischen Citate und Orakelsprüche, die Einem schon bisweilen in den Vorreden aufstossen, leichtlich fortzuhelfen. Auch versteht er sich auf das Thema von Mie und Mik vortrefflich. Irre ich nicht sehr, so geht er mit einer grossen Abhandlung über diesen Punkt um, die er einer der angesehensten Facultäten zu

unterbreiten und sich hiemit zu habilitiren gedenkt. Doch halten Sie ihn in diesem Punkte kurz, er spricht sonst mit grosser Emphase ganze Stunden lang über jene grosse Frage, zumal er in der Entscheidung noch zwichen Ja und Nein schwankt. Er gehört seinem Glaubensbekenntniss nach in allem Uebrigen zu den Mik-Oekonomen, aber doch zu den Aufgeklärteren und es geht ihm daher bisweilen in dem Kopf herum, wie es die Franzosen und Engländer oder gar die Amerikaner mit dem Mik halten sollen. Doch überlassen wir das derjenigen Facultät, die (er schwankt noch zwischen einer Mittel- oder Süddeutschen) das Glück haben wird, zwischen Nationalökonomie und Nationalökonomik den Schiedsrichter zu spielen. Da es jetzt sogar Mode geworden ist, blossen Doctordissertationen nicht mehr die gedankenverbergende Wohlthat der lateinischen Sprache angedeihen zu lassen, so wird noch weit weniger jenes projectirte Opus der Oeffentlichkeit vorenthalten bleiben. Doch genug davon. Er wird Ihnen bei dem Thee mehr zum Besten geben, als Sie wünschen werden.

Ihre ironische Bemerkung über die Amerikanischen Bastiatiten veranlasst mich, Ihnen einiges Nähere von dieser transatlantischen Species mitzutheilen. Der Sarkasmus kann hier einmal dem aufrichtigen Humor Platz machen. Im Allgemeinen ist, wie Sie wissen, die Amerikanische Schulökonomie nichts weiter als ein Ableger der Englischen, — nur noch ein wenig oberflächlicher als die oberflächlichsten Britischen Schriftsteller des neusten Datum. Inmitten dieser transatlantischen Schulmeister und handwerksmässigen Driller von political economy wollen nun jetzt Einige etwas ganz Besonderes haben, excerpiren den Bastiat, preisen ihn an und meinen, es sei gut, seine Harmonien zu übersetzen. Letzteres meinte z. B. ein ganz frischer Lehrbuchverfasser vom laufenden Jahr, ein Herr Amasa Walker, von dessen Namen wohl ohnedies auch nicht gelegentlich die Rede gewesen sein würde. Er hat sich indessen für einige Wochen berühmt gemacht. In seinem Drillbüchlein soll nämlich der Name Carey gar nicht vorkommen, und mit gutem Grunde ist er es denn auch, der die grosse Proposition gemacht hat, die neuen Entdeckungen Bastiats den

Amerikanern doch endlich zugänglich zu machen. Was sagen Sie zu dem Spass? Vor 17 Jahren wurde Bastiat von seinen Bemühungen abberufen, die Früchte von Arbeiten einzusammeln, die vor jetzt grade 30 Jahren der bestohlene Amerikaner verrichtet und schon überholt hatte, als der still assimilirende Zögling noch unter dem Studium des ersten Careyschen Hauptwerks keuchte. Ich sage absichtlich „keuchte"; denn es ist nicht nur buchstäblich, sondern auch dem Geiste nach wahr. Bastiat wusste nie eigentlich recht, was mit der Sache schliesslich zu machen sei; er wusste es nicht, bis ihm das Ausgehen des Athems zu Hülfe kam, und ihn von der Lieferung des zweiten Theils seiner sehr disharmonischen Harmonien endgültig erlöste. Seine Lage war verzweifelt. Bei allen Einsichtigen, welche die Umstände der Sache kannten, war sein rasch erschlichenes Renommée verloren. Sein eigner letzter Brief war ein indirektes Eingeständniss und eine alberne Beschönigung des Plagiats. Nur 14 Tage vor seinem Tode musste er diese grausame, nicht etwa zweideutige, sondern für den kundigen und überlegenden Leser in das grade Gegentheil umschlagende Rechtfertigung riskiren. Die Reklamation Carey's hatte seine Ruhe, wie er dies nicht verhehlte, empfindlich gestört, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass sie ihm noch zu allerletzt einige Gewissensregung verursacht hat. Für seinen Namen war jedoch das rasche Abreissen des Fadens sehr günstig. Seine Testamentsvollstrecker, namentlich Herr Fontenay, verstanden es, den hartdrängenden Gegner unter der Hand zur Abstandnahme von einem letzten Austrag der Sache zu bereden. Die bekannten Berufungen auf eine gewisse Grossmuth waren richtig adressirt, und in der Französischen Ausgabe der sämmtlichen Bastiatschen Werke hiess es dann später ganz unverschämt, es sei den Herausgebern gelungen, Carey von der Loyalität Bastiats zu überzeugen.

Wie Sie wissen, kam vor zwei Jahren die ganze Angelegenheit in Folge meines guten Glaubens an Bastiat wieder in Anregung. In Deutschland wussten die gelehrtesten Herren nichts von der Sache, und ich, der ich mich auch nicht gern unnütz mit der Revision von Ursprungszeugnissen abgebe, hatte es noch nicht der Mühe werth gehalten, den Anspruch Carey's auf die Urheberschaft des Besten, was

an Bastiat herauszufinden ist, mehr als aus der Sache selbst zu untersuchen. Die blosse Vergleichung der Hauptpunkte der beiderseitigen Theorien zeigte zwar eine merkwürdige Aehnlichkeit. Indessen ich hatte die Grenzen Französischer Eitelkeit noch nicht gehörig ausgemessen; ich glaubte bona fide an den originalen Zug in Bastiats Harmonien als eine ursprüngliche und auf dem Acker des Autors selbst gewachsene Conception. Als die Angelegenheit nach dem Erscheinen meiner „Briefe“ privatim von Carey berührt wurde, las ich zum ersten Mal die betreffenden Pièccn des Journal des Economistes, den letzten Brief Bastiats an dasselbe, war überrascht, dass der Italienische Professor Ferrara die Sache gleich auf frische That (jetzt also vor etwa 16 Jahren) weitläufig erörtert und sich für das Plagiat unzweideutig ausgesprochen hatte, untersuchte endlich zur Bestätigung der Sache diejenigen Schriften Bastiats, die nicht den letzten vier Lebensjahren desselben angehören, und fand zu meiner nicht geringen Enttäuschung, dass der vermeintliche Originaldenker in den wesentlichen Punkten nicht vom Nachdenken und Nachforschen, sondern vom Nachfühlen und Nachfinden gezehrt hatte.

Dieses Ergebniss veröffentlichte ich in ganz kurzer Formulirung der Hauptpunkte vor anderthalb Jahren im Eingang der Münchner Ausgabe des kleinern Careyschen Werks. Jetzt ist nun die Angelegenheit wieder auf Amerikanischem Boden Gegenstand von Erörterungen in der Presse geworden. Der sonst in diesem Punkt mit Recht sehr zurückhaltende Carey hat nun, ungeachtet er schon achtehalb Jahrzehnte aufweisen kann, seine noch immer rüstige und schlagbereite Feder gegen die Unverschämtheiten echt Amerikanischer Zeitungsreclamen für Bastiatsche Originalitäten kehren und sich zu einer neuen, ausgiebigen Auseinandersetzung des wahren Sachverhalts entschliessen müssen.

Auf den Inhalt seiner Artikel, die er in mehreren Journalen gegen die Bastiatiten und den Angriff auf sein Entdeckerrecht ganz kürzlich publicirt hat, komme ich bei einer andern Gelegenheit zurück. Diesmal will ich nur noch bemerken, dass ich nicht einsehe, warum man Bastiat jetzt noch besonders schonen solle. Die Bastiatiten haben noch weit weniger auf Rücksicht Anspruch; denn es sind ein für alle

Mal unsere hartnäckigsten Widersacher und Feinde. Es sind die Leute, die hier wie in Amerika aus ihren Reihen die meisten Parteisophisten ausbilden. Die wissenschaftliche Impotenz dieser Gruppe wird durch den Bastiatcultus schlecht verhüllt. Warum soll man, um diese dürftige Verhüllung zu zerfetzen, nicht das Idol dieses Cultus als das nehmen, als was es sich schliesslich erwiesen hat?

Erinnern Sie sich noch, dass einmal ein socialer Agitator, dem das deutsche Bastiatitenthum im Wege war, seine Verachtung des Bastiatschen Harmoniegeläutes in den Ausdruck „Kinderfibel" zusammenpresste? Mir war dieses Epitheton niemals ganz Recht, allein, wenn ich an die jetzigen Bastiatiten und namentlich an die Amerikanische Spielart derselben denke, so fällt mir auch etwas aus der alten Fibel ein, dass ich mir aber erlaube ein wenig für unsern modernen Fall zu modernisiren, nämlich: Der Affe gar possirlich ist, zumal wenn er vom — gemausten Apfel frisst.

Zweiter Brief.

Die derben Spässe des Landjunkers mögen Ihren guten kleinen Commis etwas gekitzelt haben. Nehmen Sie indessen diesem Urproducenten seine geistigen Urproducte nicht übel, auch wenn sie den Anschein haben, uns mitzutreffen. Ich meinestheils bin durch Ihre Erzählung von der Attaque in sehr vergnügliche Stimmung gerathen. Das Bildchen ist ganz gut componirt, und der Adressat wird die ihm ertheilte Lection nicht vergessen. Nur Eins habe ich an der Composition auszusetzen. Es fehlt die nöthige Andeutung der obligaten Begeisterung. Die harmonischen Glöckchen an dem Hals jener kleinen nützlichen Thiere sind schon ganz gut, — das sind wirklich „öconomische Harmonien“ und zwar noch obenein vom Standpunkt eines Schafzüchters. Allein es fehlt, was zur Charakteristik nicht fehlen darf, und was ein Maler, der sich in den Geist der Bastiatschen Harmonien gründlichst vertiefte, „auch wenn er ohne Hände geboren wäre,“ in der Conception nicht ausser Acht lassen dürfte. Es fehlt der Enthusiasmus. Das Bimmeln nimmt man wohl wahr, — aber wo bleibt das Verhimmeln, und dies gehört doch, wie manche unserer Gelehrten sich auszudrücken pflegen, „grundwesentlich“ zur Sache, d. h. zu dem ganzen harmonischen Geläute der Schafheerde.

Früher hätte ich daran verzweifelt, die fragliche Mischung der Physionomie gehörig verwirklicht zu sehen. Indessen es sind mir in einer verhältnissmässig kurzen Erfahrung, als ich mich nur an den rechten Orten umthat, so viel gelungene Proben dieses Compositions-

Stils in der Natur selbst vorgekommen, dass ich es für keine grosse Aufgabe mehr halte, in dieser Beziehung Natur und Leben zu einem künstlerisch wahren Ausdruck zu bringen. Seit Schopenhauer sein berüchtigtes Wort von dem „begeisterten Schaf" auf einen der renommirtesten Philosophirer angewendet und die entsprechende Species des Enthusiasmus in allen Richtungen und bei allen Gelegenheiten gegeisselt hat, ist vielleicht auch darauf zu rechnen, dass einer Anzahl besserer Köpfe über jene sehr gewöhnliche Mischung ein Licht aufgehe. Erinnern Sie sich vielleicht aus Ihrer Schulzeit noch des alten Pedanten, der uns aus pädagogischen Rücksichten mit den Wahrnehmungen Herders über die Thierstimmen in der Menschenstimme ennuyirte? Damals machte ich keine sonderlich entfernte Nutzanwendung. Der Gegenstand lag zu nahe. Der Mann demonstrirte zugleich theoretisch und practisch und zwar buchstäblich in demselben Athemzuge. Sein Wort war Lehre und Beweisgrund zugleich. In meinem spätern Leben und auch schon in den Universitätsjahren lernte ich die verschiedenen Gattungen, Arten, Unterarten und Spielarten des falschen Pathos mündlich und schriftlich kennen. Ich gestehe Ihnen sogar, meine Unerfahrenheit wurde zweimal getäuscht, aber dann nicht wieder. Besonders war es eine Sorte, die mir die Geheimnisse der Theorie aufschloss, — ich meine das etwas hohl klingende und düster gefärbte Kellerpathos. Derartige Studien leiteten mich zu einer ernstlichen psychologischen Analyse am Leitfaden der Physionomik. Gesichtsverzerrungen und Maulgrimacen, interpretirt nach einer neuen Lehre von den Tonempfindungen, machten es mir klar, dass Enthusiasmus und Schafsphisionomie in Geberde und Stimme mit einander nicht nur mischbar seien, sondern sogar eine sehr gewöhnlich vorkommende Mischung repräsentirten. Die unerfahrene Jugend wird in der Regel durch diese Composition gefoppt und zwar um so mehr, je ernstlicher sie die Sache nimmt, von der man ihr aus diesem Tone etwas vorliest und vorschleppt.

Seit diese Wahrheit feststand, dachte ich darüber nach, ob nicht etwas Aehnliches wie die physikalische Sirene zu einem Experimentalcursus über Pathetik und über Ausdruck des Enthusiasmus zu construiren sei. Die Sirene heult in allen Tonhöhen; aber mit

dem Heulen und den Häulern, sowie deren Theorie, ist in diesem Falle leider nicht gedient. Der Gegenstand ist subtiler; die Kunst weniger grob und die Täuschung daher leichter. Vorläufig müssen wir uns also an mündliche und schriftliche Erfahrung halten und die junge Generation zu reservirter Beobachtung anleiten. Grade aber aus diesem Grunde hätte ich gewünscht, der Landjunker hätte seine Schafe mit einem symbolischen Gesichtchen gezeichnet und den Enthusiasmus auf demselben zum Ausdruck gebracht.

Wachen Sie ja darüber, dass die sich im Schoosse der kleinen harmonisch etablirten Studiensocietät regenden Disharmonien nicht die ganze Einrichtung in Frage stellen. Die Angelegenheit ist zu vortrefflich im Zuge und die Dazwischenkunft der landwirthschaftlichen Autorität zu annehmbar, um uns nicht mancherlei Divertissements in Aussicht zu stellen. Die jungen Leute haben ganz Recht, wenn sie dem Satz Hohn sprechen, dass über die Principien nicht zu streiten sei. Grade über die Principien wird in so jungen Wissenschaften, wie die Nationalökonomie ist, noch sehr viel Disharmonie zu Tage kommen. Ja ich glaube, dass, wenn man den Schaden, den die neue kritische Oekonomie dem alten Schulmonopol und den auf Fischerei im Trüben erpichten Parteien zugefügt hat, näher zu besehen die Musse gefunden haben wird, man über die Principlosigkeit, den Mangel an Uebereinstimmung und die Zerfahrenheit sehr renommirter Meinungsäusserungen doch stutzig werden dürfte. Das Zettelchen mit den Anfragen und Notaten des Comtoiristen ist ein sprechendes Beispiel. Ihnen, dem Geschäftsmann, brauche ich die innere Hohlheit der Bastiatschen Prätensionen nicht erst durch Aufzählung der einzelnen Schalen ohne Kern zu beweisen. Sie haben von jeher den Standpunkt der Praxis eingenommen und die angeblichen Subtilitäten durchschaut. Das Schulinteresse erfordert aber, von dem richtig treffenden Tact des erfahrenen Mannes abzusehen und die Thorheiten nicht blos anzudeuten oder nur im Allgemeinen zu charakterisiren, sondern Stück für Stück bloszustellen und mit dem Richtigen zu vergleichen.

Uebrigens haben Sie keine Besorgniss. Er soll mit dem Bastiat und all dem harmonischen Schafgeläute schon noch fertig werden.

Er hat das Zeug dazu. Das eine Notat bürgt mir dafür. Ich hätte es mir nicht besser wünschen können, und würde um den Preis, die ganze harmonische Conversation noch einmal überzulesen (einen gewiss hohen Preis) etwas Geeigneteres schwerlich angetroffen haben. Die Stelle deckt die ganze Gemüthlichkeit auf. Die paar Bemerkungen, die ich zu den folgenden Textworten hinzufüge, werden hoffentlich genügen, zu zeigen, was Bastiat nicht wusste und nicht konnte, und wie unverschämt es daher ist, wenn man seine Carikirung und monströse Verunstaltung der Careyschen Ideen über den Werth für eine originale Schöpfung ausgiebt.

„Si donc on veut comparer deux états sociaux, il ne faut pas recourir a une mesure de la valeur, par deux motifs aussi logiques l'un que l'autre: d'abord parce qu'il n'y en a pas, ensuite parce qu'elle ferait à l'interrogation une réponse trompeuse, négligeant un élément considérable et progressif du bien-être humain: l'utilité gratuite."

„Ce qu'il faut faire, c'est au contraire oublier complétement la valeur, particulièrement la monnaie, et se demander: Quel est, dans tel pays, a telle époque, la quantité de chaque genre d'utilité spéciale, et la somme de toutes les utilités qui répond a chaque quantité donnée de travail brut; en d'autres termes: Quel est le bien-être que peut se procurer par l'echange le simple journalier?" (Bastiat Oeuvres VI, Harmonies Economiques p. 175).

Ich glaube gern, dass der junge Leser sich an der unentgeltlichen Nützlichkeit oder mit andern Worten an den Gratisleistungen einwenig gestossen hat. Die Gratiszuwendungen bilden nach der vorstehenden Auffassung Bastiats einen wichtigen Bestandtheil des gesellschaftlichen Einkommens, der noch obenein die Gefälligkeit hat, immer grösser zu werden. Ein jeder Arbeiter kann hienach zu sich sagen: Ein Theil von dem, was ich consumire, ist zu bezahlen; einen andern Theil beziehe ich, wenn Bastiat Recht hat, von Gnaden der Natur und der Verhältnisse und ganz umsonst. — Dies heisst doch nun wohl die Careysche Idee und den paradoxen Ausdruck derselben ins Platte carikiren. Es heisst einen an sich richtigen Gedanken, der sich von einem sehr hohen Standpunkte der Betrachtung aus ergeben hat, in das Kleinbürgerliche und Philisterhafte übersetzen.

Possierlicherweise wird unter den Händen Bastiats aus der Careyschen Anschauungsweise beinahe das grade Gegentheil. Die Unterscheidung von Nutzen und Werth hat Bastiat allerdings ganz im Allgemeinen capirt, und ist in dieser Beziehung unseren gelehrten Herren, die Alles citiren, auch wenn sie es nicht verstehen, weit voraus. Allein die Gratisleistungen der Natur nehmen sich bei Bastiat etwa so aus, wie die bekannte rohe Vorstellung vom Naturfactor in der Production. Grade diese rohe Vorstellung sollte beseitigt und der Satz verdeutlicht werden, dass der Werth nicht unmittelbar den Nutzen der Erzeugnisse, sondern die Summe von Hindernissen repräsentirt, die bei ihrer Beschaffung zu überwinden sind.

Das Schönste von Allem ist aber, dass aus der angeführten Stelle hervorgeht, wie Bastiat auf jede Messung des Werths von vornherein verzichtet. Wird nicht Jedermann fragen, was er mit einer sogenannten Werththeorie solle, deren Urheber schliesslich bekennt, dass der Werth nur dazu da sei, bei der Vergleichung verschiedener socialer Zustände „vergessen" zu werden. Wozu denn, wird er ausrufen, so viel Lärmen um Nichts? Wozu die ganze Zurüstung und das hin- und herwerfen der Begriffe, wenn es am Ende doch heisst: Betrachte die wirthschaftlichen Verhältnisse, als wenn es gar keine Werthe gäbe, und bringe nicht die Werthe sondern die Nützlichkeiten d. h. die Dinge in Natura in Anschlag. — Offenbar kommt ein solcher Rath etwa so heraus, wie wenn ein Physiker sagen wollte: Hier ist die Waage, aber bediene dich derselben nicht etwa zum Wägen, sondern sieh zu, wie du durch Augenmaass und nach Schätzung der räumlichen Dimensionen die Menge der Materie bestimmen magst.

Ich bin immer der Ansicht gewesen, dass, wenn ein Werthgesetz nicht die Erscheinungen des wirklichen Verkehrs erklärlich macht, und wenn eine Werththeorie keine Handhabe bietet, den verschiedenen Reichthum der Nationen und socialen Gruppen nicht nur deutlich vorstellbar sondern auch messbar zu machen, — die ganze einschlagende theoretische Bemühung eine unfruchtbare Ueberflüssigkeit sein dürfte. Lassen Sie über diesen Punkt meine „Kritische Grundlegung" nachschlagen. Der ganze dritte Abschnitt derselben würde

ein sehr zweideutiger Luxus sein, wenn er nicht in den Stand setzte, mit völliger Sicherheit grade die durch den Verkehr in Geld festgestellten Werthgrössen zur Grundlage aller quantitativ bestimmten und hiedurch exacten Raisonnements zu machen.

Der versteckte Grund, der Bastiat leitet, indem er die Beurtheilung der socialen Lage von dem eigentlichen Werth und den Werthverhältnissen unabhängig gemacht wissen will, ist einzig und allein die instinctive Scheu vor wirklichen und ernstlichen Messungen der Verschiedenheit der Zustände. Erinnern Sie sich, dass Bastiat zwei Idole cultivirte, nämlich die Bekämpfung des Socialismus und die Vertheidigung des britischen Freihandels. In ersterer Beziehung hatte er sich nun den Satz zurecht gemacht, es gebe ökonomisch, streng genommen, gar kein Eigenthum unmittelbar an den Dingen, sondern nur ein Eigenthum an Werthen. Diese Werthe seien nun aber gar nicht im Wege, dass ein gewisser Communismus in der Benutzung der Dinge Platz greife. Letzteres geschehe vielmehr im natürlichen Verlauf des Verkehrs, und alle Gemeinsamkeit, welche von den Communisten gewünscht werde, sei in einem gewissen Maass Thatsache und werde es immer mehr. Bastiat wollte, wie Sie sehen, die Aufmerksamkeit von der Abwägung der ökonomischen Macht ablenken, die in der Verfügung über Werthe und Werthsummen ihren Ausdruck hat. Er hatte hiezu von seinem Standpunkt aus zwei gute Gründe, erstens den Socialismus und zweitens den Freihandel. Die confusen Vorstellungen von den ökonomischen Machtverhältnissen zwischen Nation und Nation, Stand und Stand, Mensch und Mensch werden bedenklich compromittirt, sobald an die Stelle harmonischer Gemüthlichkeit das Maass tritt, bei welchem bekanntlich alle Gemüthlichkeit aufzuhören pflegt, — das Geld. Dieses Maass ist ihm kein Maass des Werthes. Für den Werth (er sagt es uns unverholen) giebt es kein Maass, und wenn es eins gäbe, so würde es, meint er, nur zu falschen Schlüssen über die sociale Lage und den vorhandenen Wohlstand führen. Dies Bekenntniss ist naiv und in der That würdig, gleich an die Spitze irgend eines hohlen Capitels über den Werth gesetzt zu werden, wie es deren in der Literatur nur allzu viele giebt. Diese tauben Nüsse sehen in dem einen Punkt der

an dem Strauche Bastiat so eben gepflückten sämmtlich sehr ähnlich. Sie alle, diese windigen Theoriechen, diese Keimpünktchen für Systemchen, wissen gar nicht, warum sie da sind und was sie eigentlich in der Welt wollen oder sollen. Sie haben nicht mehr Bewusstsein über sich selbst, als die Eintagsfliegen, denen sie verwandt sind. Ein solcher Mangel bliebe nun freilich in der Bastiatschen Mischung von anscheinend Gutem und offenbar Schlechtem ein Räthsel, — wenn wir nicht zu diesem Mixtumcompositum das Recept besässen. Ein fremder Antrieb, unverdaute Aneignung, sophistischer Parteizweck, ein wenig oberflächliche und schillernde Dialektik, — das sind die Mischungsbestandtheile und Affinitäten gewesen, aus denen sich das Bastiatsche Präparat formirt hat. Aber ich habe doch noch ein Element vergessen, nämlich jenen subalternen Enthusiasmus, jenen täuschenden Zug der Begeisterung der persönlichen Eitelkeit, durch welche letztere sich Bastiat gar sehr über das Niveau des „mittleren Franzosen“ erhob. Die Eitelkeit scheint ihn ausserordentlich geplagt und auch wohl veranlasst zu haben, sein unscheinbares Gefieder stillschweigend mit etwas fremdem Putz zu versetzen. Wie er die fremden Federn eingesetzt hat, können Sie aus den folgenden Stellen recht deutlich wahrnehmen. Da sich dieselben ebenfalls unter den markirten befinden, so werde ich sie kurz erläutern.

„Une foule de circonstances peuvent augmenter l'importance relative d'un Service. Nous le trouvons plus ou moins grand, selon qu'il nous est plus ou moins utile, ...“ (a. a. O. S. 131). — Man traut kaum den Worten; denn diese Mischung der eignen alten Anschauungsweise mit der neuen Entlehnung ist doch fast zu überraschend. Noch in seiner letzten Zuschrift an das Journal des Economistes stellte Bastiat mit grosser Emphase zwei Sätze als Ecksteine eines von ihm aufzuführenden Gebäudes der politischen Oekonomie auf, an die ich erinnern muss: Dienste tauschen sich gegen Dienste aus; der Werth ist ein Verhältniss von Diensten. — Nun vergleichen Sie diese Idee mit der hergesetzten Stelle und dem in derselben enthaltenen unwillkürlichen Zugeständniss, dass sich die Wichtigkeit des Dienstes und sogar die Grösse desselben nach der Nützlichkeit bemesse, die er für uns habe. Das Wörtchen „nützlich“ schleicht sich hier

unvermerkt ein und spielt dem Pseudoautor des neuen Werthgesetzes einen fatalen Streich. Der Dienst und seine verhältnissmässige Grösse wird nach der Nützlichkeit gemessen. Ist dies nicht ganz die alte rohe Vorstellung? Allein so geht es Einem, der nicht voller Eigenthümer und Herr seiner Gedanken ist. Der Nutzen drängt sich doch wieder als unmittelbarer Anknüpfungspunkt für die Werthbestimmung in den Vordergrund, und grade er hätte sorgfältig im Hintergrunde gehalten werden müssen. — Doch es heisst vielleicht den Bastiatschen Gedanken zu viel Ehre erweisen, wenn man sie in dieser Schärfe nimmt und einen höhern Grad von Consequenz und logischer Aufmerksamkeit voraussetzt.

In einem einzigen Punkt könnten die Bastiatiten rühmen, dass ihr Meister einen eignen Weg eingeschlagen habe, wenn es nur nicht fatalerweise grade ein Abweg gewesen wäre. Betrachten Sie die folgenden Worte: „Dans l'isolement, a quoi pourrait-on comparer l'effort? au besoin, à la satisfaction? Cela ne peut conduire qu'à lui reconnaître plus ou moins d'a-propos, d'opportunité. Dans l'état social, ce que l'on compare (et c'est de cette comparaison que naît l'idée de Valeur), c'est l'effort d'un homme à l'effort d'un autre homme, deux phénomènes de même nature et, par conséquent, commensurables“ (a. a. O. S. 129). — Bastiat hält sich in seiner Entwicklung der Werthvorstellung ganz oberflächlich an den Austausch. Für ihn ist das Markten der letzte Grund des Werthverhältnisses und der Werthe der Dinge. In dieser Beziehung hat er seinen händlerischen Instinkten zu sehr nachgegeben, um das Werthcapitel Carey's (in den Principien der politischen Oekonomie I. 1837) vollständig und ohne Missverständniss auszunutzen. Allerdings kann der Kraftaufwand auch für das isolirte Subject, welches ausser allem Verkehr steht, ein Gegenstand der Vergleichung und der Messung werden, — nämlich mit sich selbst, d. h. mit seinen eignen, bei verschiedenen Gelegenheiten und unter verschiedenen Umständen und Chancen hervortretenden Aeusserungen. Die einzelnen Acte der Bethätigung wirthschaftlicher Kraft, die zu verschiedenen Zeitpunkten und zur Erzielung verschiedener Erfolge vollzogen werden, haben etwas Gemeinsames und Gleichartiges, und es kann daher auch im isolirten Zustande der

Mensch sehr wohl über die Grösse der Hindernisse und über den zur Ueberwindung derselben nöthigen Kraftaufwand urtheilen. Die Austauschverhältnisse, welche Bastiat fortwährend mit den Werthen verwechselt, sind Wirkung und nicht Ursache der Werthverhältnisse. Wären die Werthbeziehungen nicht schon vor dem Austausch vorhanden, so könnten sie durch den letzteren gar nicht zum Ausdruck gebracht werden. Carey hat daher ganz Recht, wenn er sich zur populären Veranschaulichung auf den Standpunkt eines Robinson stellt und den Leuten, die nicht an abstractes Denken gewöhnt sind, auf diese Weise begreiflich macht, wie der gründliche Anfang in der politischen Oekonomie darauf beruhe, zunächst vom socialen Zusammenhang, ja überhaupt vom Dualismus des Menschlichen, also nicht etwa blos von einer verwirrenden Vielheit, sondern sogar von der Doppelheit und dem schon bei zwei Personen in seinen wesentlichen Grundzügen möglichen Verkehr zu abstrahiren. Bis zu diesem Maass von Gründlichkeit reichte nun freilich das Denken eines Bastiat niemals, weder vor noch nach der Lectüre der Careyschen Schriften.

Ein Beweis für den beschränkten Gesichtskreis Bastiats ist seine Formel: Werth ist das Maass der ersparten Arbeit. Auch hat es der junge Mann ganz richtig herausgefunden, wo diese Offenbarung ihr specielles Vorbild habe. Nach Carey sind nicht die Productionskosten im Allgemeinen, sondern speciell die Reproductionskosten für die Werthbestimmung maassgebend. Nicht die Arbeit, welche thatsächlich verrichtet ist, sondern welche unter den gegenwärtigen Verhältnissen und unter Einwirkung der Verbesserungen und verbesserten Methoden zu verrichten ist, wird daher bei der Werthschätzung, d. h. bei der Schätzung der Productionshindernisse in's Gewicht fallen. Diesen sehr objectiv gehaltenen Gedanken übersetzt nun Bastiat, seiner Gewohnheit gemäss, in's Subjective und Kleinbürgerliche. Er muss wieder für seinen beschränkten Standpunkt des Individualismus zwei Marktende und Feilschende vor Augen haben, von denen der eine auf die verrichtete Arbeit pocht und der andere mit gutem Grund erklärt, dass er für das Gewesene an sich Nichts gebe, sondern sich nur in so weit zu einer Gegenleistung bequeme, als er selbst gegenwärtig zur ander-

weitigen Erlangung der Sache die Neuproduction derselben würde bezahlen müssen.

Sie werden ungeduldig; dies weiss ich im Voraus. Allein vergessen Sie nicht, Sie haben sich gebunden und die kleine Gesellschaft verlangt ihr Recht. Kommt bei diesen Bastiatschen Exercitien auch nur ein wenig Schärfung des kritischen Sinnes heraus, so ist schon etwas gewonnen, und Ihre Söhne werden Ihnen für diese Verhandlungen Dank wissen. Es wird denselben später schon klar werden, dass man den dialektischen Damascenerstahl jetzt gar vielfältig gebraucht. Diese Gattung scheint auch in der politischen Oekonomie verloren gegangen zu sein; aber wir müssen zusehen, wie wir das Vorhandene benutzen und den Härtungsprocess verbessern. Sind die vorhandenen Klingen auch nicht ganz ohne Tadel und manchmal ein wenig zu weich gemüthlich, so sind sie doch dem Stoff, der zu spalten ist, noch immer hinreichend gewachsen. Dieser Stoff ist durchschnittlich weder fest noch knorrig und logisch so gut wie gar nicht gepanzert. Wir können getrost in das schwammige und aufgedunsene Fleisch der Harmonieritter einhauen. Das ganze ist ja doch nur ein Gemüthswischiwaschi, an das die Pfiffigeren unter unsern Widersachern selbst nicht glauben, das sie aber für gut genug halten, um die Menge eine Zeitlang an der Leine zu halten.

Die Lehre von der Interessenharmonie ist bei Bastiat eine Caricatur dessen, was Carey darunter versteht. Es ist wahr, dass auch in den Schriften des letzteren der Grundgedanke unter Umständen eine unhaltbare Form annimmt und zum Ausdruck von Erwartungen und Zumuthungen führt, die wir abweisen müssen. Allein der Unterschied zwischen den Bastiatschen Harmoniepredigten und dem Careyschen Nachweis der wirklich möglichen Vereinbarkeit antagonistischer Bestrebungen ist doch colossal. Bastiat hat sich nur angeeignet, was ihm gegen den Socialismus brauchbar schien; er hat mithin grade das Beste zur Seite gelassen und das Gute noch obenein entstellt. Die Meisten stellen sich bei Interessenharmonie eine allseitige gemüthliche Confusion aller wirthschaftlichen Classenstandpunkte in dem Brei eines ungetheilten und untheilbaren sogenannten Volks vor. Das stillschweigende Glaubensbekenntniss lautet hiebei: es giebt keinen vierten Stand.

Diese Vorstellung harmonirt auch wirklich so ziemlich mit Bastiats Auslassungen. Dagegen hat Carey ganz bestimmte Verhältnisse im Auge und erhebt sich auf diese Weise aus der philosophastrischen Verschwommenheit der sonst ganz vagen Conception. Besonders bemerkbar wird dieser sehr wichtige Umstand in seiner grösseren Schrift, (Harmony of interest etc.), in welcher er ganz speciell das Thema abhandelt, welches auch unser Friedrich List in vorzüglicher Weise bearbeitet hat, nämlich den Interessenzusammenhang zwischen Landwirthschaft und Industrie. Was aber speciell den Gegensatz von Capital und Arbeit anbetrifft, so brauche ich wohl nur an die Ausführungen in meiner entsprechenden Schrift zu erinnern. Dort ist gezeigt, was auf der Grundlage der Careyschen wissenschaftlichen Sätze von Einstimmung und Widerstreit der Interessen zu halten sei. — Grüssen Sie also getrost den Landherrn von mir und sagen Sie ihm, dass ich mit seiner malerischen Kritik der Harmonien von Schafen und für Schafe ganz einverstanden bin.

Dritter Brief.

Die Bastiatiten sind selbstverständlich nicht Bastiat. Der Letztere kann immer noch als ein verhältnissmässig, d. h. im Vergleich zu der Schaar der mechanischen Nachtreter gewandter Galanteriedegen betrachtet werden. Er paradirte, so gut es gehen wollte, als Kempe gegen die Französischen Socialisten und unterminirte nebenbei, wenn auch mit fremdem Handwerkszeug einen Theil der überlieferten Schulökonomie. Was thun aber die Bastiatiten und speciell die bei uns aufgeschossene Saat derselben? Wer maliciös sein wollte, müsste sagen, dass sie den harmonischen Confusionsmischmasch auch auf die Wissenschaft übertragen und allerlei Ansichten mit einander vereinbar halten, die andere Leute von weniger harmonischen Intentionen kurzweg für unverträglich erklären müssen. Die Vorrede des Herrn Max Wirth zu der deutschen Ausgabe des grössern Carreyschen Werks könnte ein bleibendes Denkmal für diese Vereinigungen des Unvereinbaren abgeben, wenn es sich hiebei überhaupt um etwas mehr als Uebertägiges und Gelegentliches handelte. Ihr Herr Sohn, der sich die Mühe gegeben hat, diese Vorrede mit dem Inhalt des bevorworteten Buchs zu vergleichen, hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Das hohe Pferd, von dem herab Herr Max Wirth „Carey's Verdienste und Irrthümer" überschaut, stellt einen tiefen Fall in Aussicht, wenn der Reiter nicht sattelfest befunden werden sollte. Mir schreibt ein wissenschaftlicher Freund, der unsern deutschen Coterien ganz fern steht, ein Geschäftsmann wie Sie, dass er nicht begreife, wie der

Verfasser dieser Bevorwortung das Werk gelesen haben solle, dessen Inhalt zu kritisiren er sich den Anschein giebt. Meine Antwort hierauf kann sehr einfach ausfallen. Herr Max Wirth ist ein bekannter Bastiatit und hat geglaubt, sich das nähere Studium von Dingen sparen zu können, die nicht im Bastiat stehen. Er hat die Bastiatsche Brille aufgesetzt. Was durch dieselbe bei oberflächlichem Blättern wahrnehmbar war, hat er wahrgenommen; — sonst Nichts. So ist sein vorwortlicher Aufsatz entstanden, den er nebenbei auch unter der hinzugefügten Ueberschrift „Carey's Verdienste und Irrthümer" in einem Berliner Organ seiner Genossenschaft, in der Vierteljahrsschrift der Herren Faucher und Michaelis abdrucken liess. Das war die Rechenschaft, welche diese Zeitschrift ihrem Publikum über Carey serviren zu müssen glaubte. Es ist dies ein Stückchen der Bastiatiten; denn die Zeitschrift ist, wo sie überhaupt eine Ansicht hat oder haben will, von ihrer Wiege an Bastiatitisch gewesen und gleich bei ihrer Geburt mit einem einschlagenden Capitel über den Werth von Herrn Otto Michaelis in dieser Richtung eingesegnet worden.

Jetzt werden Sie es begreiflich finden, dass die giftigsten Widersacher Carey's bei uns grade Anhänger Bastiats sind. Darum kommt es diesen Leuten auch um jeden Preis darauf an, das mittlerweile bekannter gewordene Plagiat zu vertuschen und womöglich wegzuleugnen. Doch ich vegesse über der Genossenschaft das Mitglied derselben, welches die unangenehme Situation herbeigeführt hat. Herr Max Wirth ist freilich nicht so weit gegangen, gleich Herrn Schulze-Delitzsch, dessen Name mit dem Bastiats in eine gewiss intime Verbindung gebracht worden ist, von Carey als „dem ersten lebenden Forscher" zu reden. Nehmen Sie indessen einmal das kleine ökonomische Wörterbuch von Rentzsch zur Hand, oder lassen Sie es zur Uebung Ihrer Gesellschaft nach dem Artikel Grundrente aufschlagen, so finden Sie in einem Heft, welches unter der Jahreszahl 1865 in die Welt geschickt wurde, einen wahren literarischen Ladenhüter, unterzeichnet von Herrn Max Wirth. Aus diesem Artikel können Sie deutlich ersehen, was der Verfasser desselben zur Zeit der Abfassung von Carey wusste. Er citirt nicht einmal das Hauptwerk über Socialwissenschaft und man sieht deutlich, dass er sein

Steckenpferd, die Bodenrente, wirklich nur nach Anleitung Bastiats reitet.

Ein Unbefangener und mit der kleinen Cliquenpolitik nicht Vertrauter begreift es gar nicht, wie die Vertreter Bastiats so heterogene Elemente in ihren Kreisen zu vereinigen im Stande sind. Indessen setzen Sie nur immer voraus, dass hiebei die strenge Wissenschaft als Nebensache und der Parteizweck als Hauptsache betrachtet wird. Hieraus erklärt sich das neuerdings gegen Carey ausgeschwitzte Gift. Einer der Herren, ein echter Bastiatmann, attakirte mich vor Jahr und Tag in der Vossischen Zeitung eines Aufsatzes wegen, den ich unter der Ueberschrift „Carey als Arbeiterökonom“ in diesem Blatt veröffentlicht hatte. Der Angriff geschah, wie es bei diesen Herren Sitte ist, aus dem Hinterhalt. Eine andere Persönlichkeit wurde vorgeschoben, und die Invectiven aus der Feder des Herrn Prince Smith glaubten sich auf diese Weise gedeckt. Ich ignorirte indessen das ganze Arrangement und forderte den versteckten Autor, den ich an den Manieren und an seinem Schullehrerton sogleich erkannt hatte, zu offenem Hervortreten heraus. Beiläufig ging ich ein wenig auf die Sache ein und stellte das Weitere in Aussicht, sobald der Versteckte sich offen hervorgewagt haben würde. Ich nannte keinen Namen, um dem Herrn die Ehre zu lassen, sich selbst zu stellen. Allein er hat nun schon anderthalb Jahre auf sich warten lassen und die damalige Lection stillschweigend eingesteckt. Als Uebersetzer der Bastiatschen Harmonien hätte Herr Prince Smith sich immer vor dem Publikum sehen lassen und seine ökonomische Klinge offen probiren können. Indessen das weniger loyale Verfahren scheint zu der vertheidigten Sache einigermassen zu passen. Stille Wirksamkeit, stille Thaten, die Wirkung und nicht die Ursache sehen lassen, von fremder Hülfe so viel Nutzen als möglich ziehen und diese Hülfe dann noch obenein verleugnen, — das war ja auch Bastiats Eigenart. Sollten wir bei dem Uebersetzer Eigenschaften voraussetzen, die den Meister und sein Plagiat in Schatten stellen würden? Durch literarischen Diebstahl ist die ganze Bastiatiade möglich geworden; sollen wir uns wundern, dass die Epigonen derselben ihr Dasein durch unwürdigen literarischen Trug fristen?

Beiläufig bemerkt, dieser Herr Prince Smith, ist derselbe, welcher sich einst gegen unsern Friedrich List verdient gemacht hat, und der neuerdings zu der Entdeckung gelangt ist, dass es gar keine Arbeiterfrage gebe, da ja nur schlechte Wirthschaft der Arbeiter an etwaigen Uebelständen ihrer Lage Schuld sein könne. Die Glossen, die er auch einmal in aller Stille Friedrich List über dessen System in edler Dreistigkeit überreichte, müssen dem grossen deutschen Nationalökonomen von vornherein als eine wunderliche Zumuthung vorgekommen sein. List spricht in seinen Schriften von dem Herrn als von einem enragirten Anglomanen und Colporteur britischer Oekonomie. Was die gegenwärtige Wirksamkeit des Herrn Vorsitzers der Berliner volkswirthschaftlichen Gesellschaft betrifft, so erzählt er gelegentlich auch Mährchen und hat sich z. B. einmal sehr beflissen gezeigt, in Berlin eine eigenthümliche Version über die Ursachen des Careyschen Schutzzöllnerthums in Umlauf zu bringen. Nach dieser thatsächlich grundlosen und auch übrigens aller Schlusskraft ermangelnden Anekdote wird in Carey eine Geschäftsseele hinein interpretirt, und der Mann, der seiner Wissenschaft grosse Geldopfer gebracht hat, soll als Betheiligter an Eiseninteressen den Schutzzoll annehmbar gefunden haben.

Offenbar kennen die Herren keine andere Logik, als nach welcher sie selbst verfahren. Von rein wissenschaftlichem Interesse verstehen die Würdigen zu wenig, um es bei Andern voraussetzen zu können. Der Mechanismus gemeiner Interessen ist das einzige Triebwerk, auf welches sich gewisse Leute ausschliesslich verstehen, und an welchem dieselben theoretisch und praktisch allein betheiligt sein können. Die Uebertragung einer solchen Voraussetzung auf Carey dürfte aber doch für jeden Kenner seiner Schriften als etwas zu gewagt erscheinen. Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt, — dieser uralte Satz der antiken Philosophen bewährt sich in diesem Fall ohne Einschränkung. Die Thatsache, dass es sich so verhält, ist freilich für die bedeutenden Geister ein schlimmer Umstand; denn das Gemeine ist eben allgemein und darum auch so gemeinverständlich. Die Ausnahme muss besonders bewiesen werden, und dies erfordert in dem vorliegenden Fall, dass Carey's Schriften und Charakter bekannt werden.

Die vorher erwähnten Schulmeistermanierchen erinnern mich noch zu rechter Zeit an die Anfrage, zu welcher Ihr volkswirthlich-philologischer Theegast Ihrem jüngern Herrn Sohn Veranlassung gegeben hat. Das Definiren, besonders die Definitionsverfertigung nach uralter Schablone, ist noch immer das rechte Feld für diejenigen, welche die Hülsen ohne Kern in Cours bringen wollen. In diesem Fall ist aber der wohlweise Herr mit seinem Definitionsschulzopf doch arg angelaufen. Die naive Antwort, die er erhielt, hat noch einen tiefern Sinn. Die Bastiatökonomie, ich meine die Oekonomie der Bastiatanhänger ist wirklich undefinirbar. Nach eigenthümlichen Theorien werden Sie Sich bei aller Bemühung vergebens umthun. In den Ansichten und Einsichten, die nach der Seite der strengen Wissenschaft hinschielen, ist bei diesen Herren so ziemlich alles Eins. Darum verträgt sich auch so viel in diesem Rahmen, und wenn das Chaos keine Ordnung zeigt oder mit andern Worten nicht in scharfe Begriffe zu fassen ist, so ist das nicht unsere Schuld. Das Verschwommene und Confuse kann durch keine Definition zu etwas Gesichtetem und Klarem werden. Wir würden die schöne harmonische Confusion ja nur zerstören, wir würden die wahre Physionomie entstellen und uns einer Fälschung schuldig machen, wenn wir strenge Verstandesgrenzen da zögen, wo in dem Gegenstande, ich meine in dem Vorstellungsnebel jener Herren, keine anzutreffen sind. Für Bastiat selbst kann man noch immer eine Art Standpunkt angeben; seine Auffassungsart unterscheidet sich dadurch, dass er den Careyschen Gegensatz von Nutzen und Werth und die Careysche Einheit der Werthschätzung zu Grunde legt, ohne jedoch von diesem Grunde aus sonderlich vorwärts zu kommen. Allein den Epigonen dieser schwachen Versuche ist auch dies noch viel zu fein; sie lassen das gern auf sich beruhen, wohl wissend, dass, wenn sie darüber reden, sie doch nur allerlei nachsagen, was sie im Grunde gar nicht verstehen. Sie haben den rechten Instinct, diese scharfen Klippen, an welchem ihr auf etwas ganz Anderes erpichter Verstand scheitern würde, sorgfältig zu vermeiden. Giebt es doch einen guten praktischen Grundsatz, der noch über Bastiat geht, und der als der wahre Compass der sogenannten theoretischen Ansichten des fraglichen Schlages immer sichtbarer wird,

nämlich — in Sachen der Theorie Alles gelten zu lassen und geltend zu machen, je nachdem es Geld bringt. Da haben Sie eine Definition der wissenschaftlichen Seele und des scientifischen Triebwerks, um das es sich in diesem Falle handelt. Ich denke der Herr Candidatus der Mikökonomie wird mit dieser modernen Definition zufrieden sein; denn sie führt gleich zu dem Entstehungsgrund und ist daher, wie die Logiker sagen würden, eine genetische. Will er aber durchaus sich hiemit nicht abfinden lassen, und besteht er darauf, die Gattung und den Artunterschied kennen zu lernen, so müssen wir allerdings erst ein wenig eintheilen und classificiren. Von der Entstehung der Arten ökonomisch denkender Wesen können wir wohl vorläufig absehen. Diese Untersuchung würde zu Darwinistisch.

Es giebt, denke ich, seit Adam Smith eine Oekonomie in Büchern, die neben der Praxis der Staatsmänner und der Geschäftsleute eine Art Schuldasein geführt hat und noch führt. Im Reiche dieser mehr oder minder speculativen Uebungen haben die Aufstellungen von Malthus und Ricardo die verhältnissmässig grösste Celebrität errungen, und ich pflege diese Gestaltungen als neubritische Oekonomie zu bezeichnen. So weit überhaupt gegenwärtig in England von einem theoretischen System geredet werden kann, welches vorherrschenden Einfluss übt, so ist es das Malthus-Ricardosche. In der Stuart Millschen Zusammenstellung ist die Malthus-Ricardosche Tradition zu Grunde gelegt. Hiemit hätten wir in der allgemeinen Gattung Schulökonomie bereits eine und zwar die wichtigste Species, und ich denke, der Definitionszopf des zukünftigen Verfassers der erwähnten grossen Abhandlung wird nun Gelegenheit haben, noch ein Endchen länger zu werden.

Auch Bastiat soll eine Species von irgend einer Gattung vertreten. Das Problem ist nun einmal so gestellt, und — definire dich oder . . . . ., Sie kennen ja das Volkssprüchwort. Allein grausamer Weise, wenn ich es recht überlege, — wenn ich auch einen uraristotelischen Logikus vom reinsten Text kommen liesse, und wenn sechs Schulmeister (mit drei ökonomisirenden habe ich es allein schon zu thun gehabt, und die übrigen drei würden sich bei der populären Oekonomiemanie auch wohl noch vorfinden) — wenn also sechs

Schulmeister besagtem Logikus mit dem grossen Bann drohten, falls er das Exempel nicht löste, er würde dennoch zu Schanden werden müssen. Der einfache Grund hievon ist der Umstand, dass Bastiat im eigentlichen und strengen Sinne keine eigne Species einer allgemeinen Gattung, sondern nur eine okulirte Art repräsentirt. Auf seinem Baume ist etwas Gepfropftes zu erblicken, aber die Früchte sind leider nicht vom Stamm, sondern nur vom angesetzten Zweig. Dies könnte nun doch wohl selbst einen Aristotelischen Classificirer, Eintheiler und Definirer gründlichst irreführen. Wir müssen demnach darauf verzichten, das Ganze und den Stamm als eine besondere Art darzustellen. Es ist eben ganz gewöhnliche, nur recht einseitig gemachte Traditionsökonomie aus zweiter Hand, vorzüglich aus dem Say, ohne Kenntniss oder Verständniss der ursprünglichen Quelle, der noch immer weit gründlicheren Smithschen Untersuchungen. Ich sage dies Alles mit ausdrücklicher Ausserachtlassung des besagten gepfropften Zweiges, dem die Anzeichen auf feinere Früchte ganz allein zuzurechnen sind. Dieser gröbere, naturwüchsige Bastiat, dieses ältere Ich desselben ist es nun aber, welches schliesslich bei den Freunden der Bastiatiade die meiste Wahlverwandtschaft antrifft. Es ist der Verfasser der ökonomischen Sophismen, es ist der Freihandelsdeclamator, es ist der Rhetor und Sophist des allein beglückenden Freihandels, den die Herren besonders lieben, weil sie in Ermangelung der Vorräthe im eigenen Hause seine paar schwächlichen Argumente colportiren müssen, wenn sie ihren Zweck auch mit dem Schein der Wissenschaft zu Hülfe kommen wollen.

Wer mit der Schaale statt des Kerns zufrieden ist, den kann ich allerdings trösten. Bastiat repräsentirt aus diesem Gesichtspunkt wirklich eine Species, nämlich die populäre Sophistik aus den Mitteln einer gründlicheren Schulökonomie. In diesem Punkt hat er viel Talent entfaltet, und grade auf dieses Talent sind die steifen Granden einer andern Species der Schulökonomie, nämlich der gänzlich verschulten, äusserst eifersüchtig. Das Studium dieses letzteren Ausläufers der Smithschen Untersuchungen muss in Deutschland betrieben werden, denn dort findet sich allein der echte Typus für diese Art. Vorher ist aber noch eine andere Formation, freilich nur eine Spielart, die aber

viel Verbreitung gefunden hat, zu berücksichtigen, und Ihre Gesellschaft wird daher gut thun, zunächst Stuart Mill einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Auch der Herr vom Schulfach wird hiebei schon etwas mehr aufleben, denn dies Element ist ihm schon wahlverwandter. Ich bitte also um recht fleissige Notirungen der Stellen, die besonders unklar bleiben werden. Doch lassen Sie Maass halten; sonst wird das Gute zum Uebel und die gehoffte Erleichterung für mich eine Last. Der Stil Mills ist so überladen, schwerfällig, gewunden, ja man könnte sagen keuchend und zwar unter der Last der zusammengeholten Gedanken keuchend, dass es nicht überraschend wäre, wenn beinahe jeder Satz von solchen Lesern, die einmal Einfachheit und Selbständigkeit des Ausdrucks kennen gelernt haben, für verhältnissmässig unklar erachtet würde.

Vierter Brief.

Selbst in den strengsten Wissenschaften ist die Abfassung von Lehrbüchern mit seltenen Ausnahmen ein subalternes Geschäft, welches denn auch von den entsprechenden, übrigens sehr ehrenwerthen Capacitäten besorgt wird. Niemand kann dafür verantwortlich gemacht werden, dass ihm die Natur jene höheren Fähigkeiten versagt hat, die zur Erweiterung der Wissenschaft ausreichen. Wohl aber wird man ihm zu Leibe rücken und ihn in seine Schranken weisen, wenn er sich in seiner „mittleren“ Existenz vermisst, das Niveau seines passiven und empfangenden Geistes für das allein Berechtigte zu erklären und was sich darüber erhebt zu verkleinern. Dies thut der Englische Handbuchverfasser Stuart Mill nun aber gewohnheitsmässig und stereotyp schon in seinen Vorreden. Er entwickelt dabei die bekannte Species von Bescheidenheit, die unser Göthe so vortrefflich bezeichnet hat und die allen „mittleren“ Existenzen so wohl zu thun pflegt. Die Societät des „mittleren Menschen,“ ich meine des wissenschaftlichen, ist dann ganz in ihrem Element. Auf diesem Fuss können die Ehrenwerthen collegialisch mit einander verkehren und einander nach echten Grundsätzen der Gleichheit honoriren. Mill ist freilich noch immer eines der respectabelsten Beispiele der respectablen Mediokrität. Grade aber aus diesem Grunde muss man sich merken, dass nach seinem Glaubensbekenntniss etwas neues in der Wissenschaft (in seinem speciellen Fall sind Nationalökonomie und Logik in Frage) nicht etwa blos verdächtig, sondern kurzweg unmöglich ist. Ganz

gewiss ist dies aus Mills innerster Seele herausgesprochen; denn wäre etwas Neues möglich, wenigstens für das Zeitalter eines Mill möglich, so würde es doch ein Mill selbst zu Tage gefördert haben. In dieser durch die unechte Bescheidenheit maskirten Meinung liegt die ganze Verkennung der Grenzen eines wissenschaftlichen Handwerkers und Lehrbuchcompilators, eines passiven Autoritätswissenschaftlers, der nicht mehr weiss, was er soll, wenn einer die Leute nicht gelten lässt, die ihm der Herr Papa schon bei den Knabenstudien als grosse Männer vorgestellt hat. Die Eindrücke der Besuche Ricardo's bei Herrn Mill dem Vater müssen eine sehr nachhaltige Wirkung gehabt haben, zumal wenn man bedenkt, dass Stuart Mill höchst eigenartig erzogen und instruirt wurde, und dass er nie zur Wohlthat einer öffentlichen Schule gelangt sein soll. Die häuslichen Privatansichten konnten daher fester Wurzel schlagen, und der Horizont dieser beschränkten Sphäre machte eben nur Ricardo sichtbar.

Carey schildert im vierten seiner Briefe über schriftstellerisches Eigenthum, die jetzt auch in Uebersetzung zugänglich sind, die verhältnissmässige Inferiorität gegenwärtiger Englischer Renommirtheiten im Vergleich mit den früheren, ungleich originaleren Autoren. In einer längeren Aufzählung aus allen Wissenschaften berührt er auch Mill und bemerkt: „Malthus und Ricardo waren Begründer einer Schule, die auf die Politik der Welt einen grossen Einfluss geübt hat. Mac Culloch und Mill sind aber nur Zöglinge aus dieser Schule.“ (S. 39 des Originals und S. 47 der Uebersetzung). — Ein blosser Schüler Ricardo's, der, was er zu wissen meint, nicht eigentlich aus dem Grunde weiss, sondern nur auf die Autorität seines Meisters hin weiter sagt, der also im letzten Grunde nicht aus eignen Mitteln urtheilt, sondern auf fremdes allerdings besseres Hirn sich verlässt, — das ist Stuart Mill als Nationalökonom. Den Logiker, der noch weit weniger zu bedeuten hat, wird man bei näherer Untersuchung ungefähr von demselben Schlage finden. Carey hat ganz Recht, wenn er annimmt, Stuart Mill sehe nur durch die Brille von Leuten, die selbst nicht viel gesehen. Dieses Wort trifft in allen Beziehungen zu, auch in denjenigen, in welchen Carey, wie z. B. bezüglich des Logikers, keine Prüfung vorgenommen hat.

Lenken Sie die Aufmerksamkeit ihrer Söhne ja recht zeitig auf den Stil und überhaupt auf Form und Haltung im Gedankengang und Gedankenausdruck. Der Stil ist der Mensch, lautet das wohlbewährte Dictum. Wer Herr seiner Gedanken ist, weiss sie ordentlich zu postiren und mit Anstand am rechten Ort erscheinen zu lassen. Wenn aber Einer nur ein passives Receptaculum für fremden Gedankenstoff abgiebt, wenn er die schwere Aufgabe hat, zu arrangiren und zu verbinden, was sich nicht verträgt und endgültig zu entscheiden, was er doch selbst bei sich gar nicht ernstlich entschieden hat, — dann drängen die herbeigeholten Gedanken sich um ihn. Es ergiebt sich dann ein possierliches Schauspiel. Allerlei Reservationen und Einschränkungen melden sich an. Der Ueberzeugungslose kann mit allem Aufwand von Zwischensätzen und bei allem Schielen nach verschiedenen Richtungen doch nicht zu einem Ausdruck gelangen, der in sich vollständig übereinstimmte. Festigkeit und Männlichkeit, sowie ausgeprägte Eigenart einer selbständigen Gedankenhaltung müssen einem solchen Stil offenbar abgehen. Schon in ästhetischer Beziehung und aus der blossen unwillkürlichen Wahrnehmung des Eindrucks, den eine derartige Gedankenschlepperei auf den feinen gebildeten Leser macht, ist die Kritik eines Autors mit gutem Erfolge möglich. Mir wenigstens hat dieses Criterium in wichtigen Fällen gute Dienste geleistet und manche Mühe erspart. Wenn einer sich dreht und wendet und in dem Gedränge von Meinungen Anderer, die er gern verarbeitet und wohl gar überwunden vor das Publikum bringen möchte, selbst in's Gedränge geräth, und wenn dann das überzeugungslose Schiffchen seiner eignen Impotenz von den Wellen der fremden Ideen nach Herzenslust hin und her befördert wird, dann ist man sicher, mit wem man es zu thun hat. So Einer ist ganz brauchbar, um eine äusserliche Kunde von Diesem und Jenem vermitteln zu helfen, aber sonst zu weiter Nichts. Nicht einmal zu einem rechtschaffenen Drillbuch wird er es bringen; dazu gehört noch ein anderer Schlag. Bei dem Eintrichtern muss von Vielerlei Abstand genommen werden, was der Ehrgeiz des höheren Compilators nicht entbehren mag. Wollen Sie jedoch wissen, wie sich ein Drillbüchlein vom grössern Tractat in dieser Sphäre unterscheidet, so lassen Sie zur Uebung Ihrer jungen Gesellschaft einmal den Fawcett

ein wenig ansehen und mit dem Mill vergleichen. Ich halte Herrn Fawcetts mässigen Band für nützlicher, als Mills zwei Volumina. Ist es auch nur eine Art höherer Paukant, der diese kleinere Verarbeitung behufs Drillung auf Millsche Oekonomie geliefert hat, so tritt doch die Oberflächlichkeit wenigstens unverhüllt und unverklausolirt an das Tageslicht. Der Parlamentsecundant Mills secundirt hier nicht ganz ohne Handwerksgeschick; er besitzt wirklich denjenigen Grad von selbstgenugsamer Beschränktheit und sorgloser Einseitigkeit, der es ihm möglich macht, die Extravaganzen Mills zur Seite zu lassen. Das Ding von Compendium ist daher mit Recht auch in Amerika renommirt, und hat jetzt nur in dem etwas Bastiatisch zugestutzten des Herrn Perry, eines Mitgliedes der Amerikanischen Freihandelsligue, einen Concurrenten gefunden. Wer wissen will, wie sich die veraltete Oekonomie in ihrer ganzen Schaalheit und Naktheit ausnimmt, der nehme Herrn Fawcetts Manual (London 1865) zur Hand. Ich wenigstens weiss keinen bessern Rath zu geben; denn wem soll man zumuthen, Mills Philosophirereien mit in Kauf zu nehmen, die glücklicherweise in dem Fawcettschen Buch einigermassen ausgemerzt sind.

Glücklicherweise kann man selbst auf Englischem Boden noch Nationalökonomen auffinden, die einigermassen auf eignen Füssen stehen und unbestritten eigne Gedanken haben, vor allen Dingen aber auch in der Form und im Stil Klarheit und Haltung zeigen. Fragt Jemand nach Etwas, wodurch Mill vor andern sterblichen Schriftstellern ausgezeichnet sei, etwa nach einem eigenthümlichen Satz, der ihm speciell angehört, so werden seine Liebhaber nichts aufzuweisen haben. Dagegen hat doch Macleod wenigstens seine Credittheorie und Herr Richelot hat sich wirklich ein Verdienst erworben, indem er 1863 unter dem Titel: „Une révolution en économie politique“ eine Französische Darstellung des Macleodschen Anschauungskreises gab. Es steckt in den Arbeiten des letzteren etwas von der alten Schottischen Abstraction und Klarheit, während die im engeren Sinne Englische Plumpheit mehr den geistigen Kalibanen, den klötzeschleppenden als Privilegium verbleibt.

Glauben Sie übrigens gar nicht, dass die Urtheile über Mill in England selbst gegenwärtig allzu günstig ausfallen. Im Gegentheil;

es giebt sehr solide Stimmen, die ihm und seinem Secundanten den Vorwurf machen, beide Herren verständen von dem wirklichen Britischen Geschäftsleben äusserst wenig und urtheilten nach Theorien, die vor einem Jahrhundert einen guten Sinn gehabt hätten, unter den veränderten Verhältnissen aber bei praktischer Anwendung zu ganz thörichten Schlussfolgerungen führten. Ganz neuerdings hat z. B. ein Barrister of Law in einer eignen Schrift die Lohnfondvorstellung angegriffen, die von Mill zwar nicht (wie überhaupt gar nichts) erfunden, wohl aber von ihm durch ungeschickte und anachronistische Anwendungen recht blosgestellt worden ist. Der Titel der kleinen Schrift ist schon bezeichnend. Longe, A refutation of the wage-fund theory of modern political economy as enunciated by Mill and Fawcett, London 1866. Für die Zeit Adam Smiths, meint Herr Longe, habe die Vorstellung von einem Geldfond, der für die Lohnzahlung erst aus Ersparungen zu bilden sei, der vorherrschenden Geldwirthschaft wegen gute Gründe gehabt. Angesichts des modernen Creditsystems aber sei eine solche Idee nur noch für Leute möglich, die wie die Herren Mill und Fawcett von dem wahren Geschäftshergang nichts verständen und namentlich nicht wüssten, wie durch Vermittlung des Credits die Löhne aus den laufenden Einkünften, nämlich direct aus der Verwerthung des laufend oder periodisch Producirten ausgezahlt würden.

Ihre Gesellschaft kann bei Gelegenheit des Herrn Longe ein kleines Vergnügen haben. Sonderbarerweise hat der Zufall neckisch gespielt und die Longesche Widerlegung als das O zu dem A einer Lobschrift charakterisirt, die im selbigen Jahr ein Rheinländer Namens Lange hat vom Stapel laufen lassen. Eventuell wird Ihr Herr Sohn sich es wohl auch noch um dieser drei Viertel Pfund bedruckten Papiers willen sauer werden lassen müssen. Ich selbst habe etwas geblättert; aber denken Sie an das, was ich Ihnen neulich schrieb. Wenn man nicht durchaus muss, so erspart man sich Derartiges. Schon in meiner „Umwälzung“ habe ich meinen Grundsatz ausgesprochen; ich beisse nicht gleich in die Pflaume ein, sondern untersuche erst, ob nicht irgendwo ein Würmchen von Aussen zu entdecken ist. Uebrigens beiläufig; wie gefällt Ihnen die Combination? Ein

ehemaliger Schullehrer, der seinen Beruf in der Richtung auf gleichzeitiges Buchmachen und Buchverlegen verfehlte und nebenbei noch Consumvereinsgeschäfte, ja sogar Materialismus in einer zwiefachen Bedeutung des Worts, nämlich ein als Consumvereinsdirigent und dann als Verfasser einer sogenannten Geschichte des Materialismus zu traktiren verstand! Das ist Viel, aber noch nicht Alles; denn auch für „Orgelton und Glockenklang“ ist auf gut Rheinländisch wenigstens als problematische Möglichkeit gesorgt. Lassen Sie die Stelle doch nachsehen; sie gehört zu denen, die mir beim Blättern gleich das besagte Pünktchen kenntlich machten. Eine Art Gemüthsächzen, und ach ein Bekenntniss in der poetisch mit dem Zweifel coquettirenden Scheinfragestellung, ob wohl „Orgelton und Glockenklang“ künftig die Welt beherrschen würden, — sind das nicht Sächelchen, die für Grossmütter gegenwärtig noch ganz erbaulich klingen mögen? Keine Ueberzeugung, wird Ihr jetzt noch etwas zu idealistischer und gutgläubiger Sohn sagen; allgemach wird er aber lernen, dass solche Ansprüche abgelegt werden müssen, wenn den Enttäuschungen ein Ziel gesetzt werden soll. Denken Sie sich, dass einer gar nicht weiss, was Materialismus ist, aber doch den Kitzel verspürt, naturwissenschaftliche Schulreminiscenzen zum Besten zu geben und ohne Kenntniss der strengern und höhern Theile der Naturwissenschaft einigen armseligen Philosophastern zu imponiren, so wissen Sie bescheid. Ein wenig Zuschnitt nach dem Schulcomment, d. h. ein bischen gelehrter Aufputz, etwas Staub aus allen Ecken der Geschichte, mag der Stoff passen oder nicht, — damit sind stets einige Tröpfe zu düpiren. Doch genug von diesem aufgewirbelten Staub der Gelegenheitsliteratur. Vielleicht ist bei Ihnen von der Angelegenheit gar nicht die Rede gewesen. Wenn Mill nicht bessere Lobredner findet, so ergeht es ihm schlimmer als er es wirklich verdient.

Von einigem literarischen Anstand pflegen nämlich Engländer und Franzosen noch immer mehr zu halten als unsere Deutschen Gelegenheitsliteraten. Der arme Mill wird nämlich von seinem eignen Lober recht niedlich geschulmeistert. Bis zu einem gewissen Punkt soll er in der Lösung der grossen Frage gekommen sein, aber nicht weiter, und da stellt nun der Herr Lange in längerer Frist eine neue

Schöpfung in Aussicht, die aber bis jetzt das Licht der Welt noch nicht erblickt hat. Ich glaube, dass, wenn ein tüchtiger Kerl die Wahl hätte zwischen graden und aufrichtigen Hieben, die den Gegner als Gegner nehmen und den Kampf voraussetzen, auf der einen Seite und einer hohen schulmeisterlichen Besichtigung, Prüfung, ehrsamer Zutheilung von Lob und Tadel, schliesslich vielleicht Prämie nebst der Mahnung auf der andern Seite, so würde er doch die erstere Situation vorziehen. Gegen den Widersacher kann er einfach zum Degen greifen, aber wenn ihn Einer aus alter eingewurzelter Gewohnheit für einen Schulknaben nimmt, so bleibt ihm schon nichts übrig, als diese Monomanie für einen Grund der Unzurechnungsfähigkeit passiren zu lassen.

Ich weiss, Sie beobachten gern die Manierchen der verschiedenen Berufsstände. Haben Sie schon darauf geachtet, was für Gemüthlichkeiten in der literarischen Kritikasterei in Rücksicht auf den Ehrenpunkt jetzt vielfältig in Schwung kommen? Ich habe in dieser Richtung scharf aufgemerkt und manches Mal meine Betrachtungen darüber angestellt, ob nicht der militairische Comment von mehr Logik im Injurienpunkte zeuge. Es ist wirklich allerliebst, was manche Autoren für vereinbar halten. Erst sprechen sie von Jemand ernstlich und mit einer annehmbaren Gesetztheit, sie nehmen ihn wie Einen in Reih und Glied, und dann plötzlich — wissen sie ihm so einen kleinen wohlgemeinten Messerstich zu appliciren, ganz als wenn es sich um eine gemeine Rauferei berüchtigter Stadtviertel handelte. Dabei denken aber diese Harmlosen in ihrem Sinn, sie könnten nachher wiederkommen und in guter Gesellschaft mitconversiren. Sie werden böse, wenn man dergleichen für keinen Spass nimmt, und ihnen bei etwaigen naiven Versuchen die Thüre weist.

Erinnern Sie Sich noch des treffenden Vergleichs bezüglich einer grossen politischen Angelegenheit? Erst den Dolch in den Rücken stossen wollen, und dann wieder kommen, um sich auf den alten Stühlen niederzulassen! — Ich wünsche es aufrichtig, dass eine gewisse Classe Studien darüber machen möchte, auf welchem Fuss Männer mit Männern auch im wissenschaftlichen Streit verkehren können. Es giebt auch hierin eine Grenze, welche die Einlassung zur

Beschimpfung machen würde, und es ist ganz etwas Anderes, ob es sich um Todte oder Lebende, um Nahe oder Ferne, kurz überhaupt um solche handelt, die in einer so nahen Gemeinschaft mit einander leben, dass die directe persönliche Invective gar nicht mehr als auf rein wissenschaftliche Wirkung berechnet angesehen werden kann.

Ich für mein Theil weiss sehr genau, wo ich den Verkehr abzuschneiden habe. Indessen mache ich von der Ziehung dieser Grenze nur dann Gebrauch, wenn man mir vorher specielle persönliche Veranlassung dazu gegeben hat. Noch niemals habe ich in den entscheidenden Fällen zuerst persönlich angegriffen. Ich habe stets diese viel leichtere Wendung den höheren Interessen geopfert. Allerdings habe ich in dieser Beziehung meine Gegner nicht immer richtig gewürdigt. Ich habe sie zu hoch taxirt und werde den Fehler mit Umsicht und Auswahl künftig wohl besser zu vermeiden wissen.

Die Schularbeit, welche sich die Würzburger staatswissenschaftliche Facultät von einem ihrer frisch ausgebildeten Zöglinge, einem dortigen Professorsohn, hat anfertigen lassen, geht Ihnen zur Durchsicht für den Comtoiristen hiemit zu. Es ist leichte Waare und selbst von der eignen Gevatterschaft, ich meine in dem Zarnkeschen Centralblatt als „nicht übel aber seicht“ bezeichnet worden. Selbst lesen kann ich von dem Dinge nichts weiter. Die Vorrede hat mich schon orientirt, und ein paar Blicke in den Text haben mich vergewissert, dass es doch nicht so ganz übel wäre, für Dissertationen nach eben vollendetem Semester noch den lateinischen Sprachzwang beizubehalten. Das Publikum wird sonst zu vielfach getäuscht werden. Ausserdem ist es auch manchmal für die Professoren gut, wenn der Schleier des lateinischen Idioms über den Mangel an Gedanken beruhigt und Elaborate vor Publicität schützt, deren Inhalt sonst am Ende gar den Censoren selbst zugerechnet werden könnte.

Fünfter Brief.

Früher verzweifelte ich an der Möglichkeit, Etwas gehörig anzufassen, was aus Mangel an positivem Gehalt gar keine Handhabe darbietet. Sich auf derartiges positiv und detaillirt einlassen, schien mir ein schon halb verlorenes Spiel. Das Nichts, die Leerheit lässt sich nicht greifbar machen, und je hohler eine Leistung ist, um so schlimmer ist man daran, wenn es gilt, das zusammengekünstelte Renommée derselben in der allgemeinen Beurtheilung unwirksam zu machen. Solch ein Vorurtheil des Publikums ist oft förmlich fabricirt worden, jedenfalls aber doch mindestens unter dem Eindruck fremdartiger Motive entstanden. So ein gewisses mittleres Liberalisiren ist neuerdings häufig der Ersatz wissenschaftlicher Capacität gewesen, und namentlich dem hiedurch bestochenen Urtheil und den Posaunenstössen der Parteigunst gegenüber, ist es schon eine verlorne Sache, wenn man sich in einem unbewachten Augenblick so weit gehen lässt, die Kluft zu vergessen und den Gegenstand so zu behandeln, als wenn wenigstens möglicherweise Etwas dahinter sein könnte. Man macht sich durch ein solches Verfahren mitschuldig, indem man den Anschein giebt, als wollte man ernstlich mitspielen und den Tross zum Maassstab seines kritischen Benehmens machen. Obenein wird man dann noch durch die Verlegenheit bestraft, die von der Befassung mit einem in der Hauptsache wesenlosen und schattenhaften Object unzertrennlich ist.

Später habe ich eine Methode erprobt, welche überall die angedeuteten Schwierigkeiten triumphiren lässt. Sie beruht auf einer

grossen Wahrheit, die sich alle bescheidenen Unbescheidenheiten der Welt zu Herzen nehmen können. Wer nämlich auch positiv nichts Nennenswerthes vorbringt, kann doch bei Gelegenheit seines Unterfangens, seine Mittelmässigkeit gegen überlegene Geister emporzuschrauben, zu Auslassungen verleitet werden, die für sein Niveau nicht mehr passen. Eben dasselbe kann geschehen, wenn die feineren Probleme von einer plumpen Hand angefasst werden, deren wissenschaftliche Schwielen verrathen, womit sie überall sonst zu hantieren gewohnt ist. In solchen Fällen kommen nämlich die aufklärendsten Ergötzlichkeiten zu Tage und nur die wirklich Bescheidenen unter den sehr Mittelmässigen, diese seltenen wirklich Ehrenwerthen bestehen in dieser Probe. Sie bleiben dem wirklich fern, was sie, wie ihnen ihr Gefühl sagt, durchaus nicht verstehen und bewegen sich ohne Prätension in den ihnen angemessenen Bahnen.

Oft weiss man, dass in einer gewissen Richtung durchschnittlich nur leeres Stroh gedroschen wird. In diesem äussersten Fall, der freilich bei dem Gegenstande unserer brieflichen Unterhaltung nicht vorliegt, wird die angedeutete Methode der Kritik die einzige, die sich gegen ein auf den Schild gehobenes Mittelding zwischen Etwas und Nichts überhaupt noch zur Anwendung bringen lässt. — Ueberlegungen dieser Art drängten sich mir auf, als ich mich mit den Notaten, den Früchten des geduldigen Fleisses Ihrer Gesellschaft, näher bekannt machte. Es ist lange her, dass ich Mills ökonomisches Buch zum ersten Mal kennen lernte. Aber schon vor länger als acht Jahren war ich mit mir einig, dass dasselbe nicht das Erzeugniss eines irgendwie schöpferischen Geistes sei. Charakteristische Eigenthümlichkeiten konnten daher nur nach der oben angedeuteten negativen Seite vorhanden sein. Neuere Ausgaben des Buchs bestätigten meine Meinung von dem Mangel an eigner Regung und Bewegung in diesen Erzeugnissen ohne Zeugungskraft und Entwicklungsfähigkeit. Grade aber im Gebiet jener für meine Kritik wichtigen Grenzverirrungen konnte die neueste Englische Ausgabe von 1865 mancherlei enthalten, und ich bin Ihnen daher für die Veranlassung der Durchsicht und für die Anstreichung der Stellen sehr verbunden. Es ist überraschend, mit welchem feinen Instinct meine jungen Hülfsarbeiter grade die

Extravaganzen in die unangemessene Sphäre heraus gefunden haben. Ich habe nur Weniges hinzuzusetzen. Meine Analyse wird aber hoffentlich gleich als Antwort auf die mir übersandten Glossen gelten können. Manches von den letzteren ist, wie Sie sehen werden, ziemlich unverändert geblieben, und ich bin hoch erfreut, mich in der Voraussetzung nicht geirrt zu haben, dass natürlicher Verstand verbunden mit Widerwillen gegen alles Scheinwissen hinreichend sei, die falschen Autoritäten von den wahren zu unterscheiden.

Was die eine Stelle über den Werth anbetrifft, so bedaure ich, dass es wieder eine kleine Chicane gegeben hat. Ich werde Ihnen später zeigen, dass der Schulmann eigentlich nur die Ehre einer ihm wahlverwandten Autorität retten wollte. Doch davon ein anderes Mal. — Die entscheidende Stelle lautet: „Value in use, or as Mr. De Quincey calls it, teleologic value, is the extreme limit of value in exchange. The exchange value of a thing may fall short, to any amount, of its value in use; but that it can ever exceed the value in use, implies a contradiction; it supposes that persons will give, to possess a thing, more than the utmost value which they themselves put upon it, as a means of gratifying their inclinations.“ (Mill, Principles etc. London 1865 B. I. Buch II. C. 1. § 2. S. 537). — In diesen wenigen Sätzen ist für den Kenner der ökonomischen Werththeorien eine ganze Charakteristik des Millschen Denkens oder vielmehr Vorstellens anzutreffen. An die alte, bei Adam Smith formulirte Unterscheidung von Gebrauchswerth und Tauschwerth wird eine Auslassung geknüpft, die es sonnenklar macht, dass nicht nur dreissig Jahre wissenschaftlicher Entwicklung an Mill spurlos vorüber gegangen sind, sondern dass sogar der in seiner Meinung so weit über Smith hinaus gelangte Autor noch hinter den Standpunkt des alten soliden Schotten zurückgeht.

„Der Gebrauchswerth ist die äusserste Grenze des Tauschwerths.“ Welch eine Entdeckung! Wir sind mit einem Schlag in den Stand gesetzt, den Gebrauchswerth mit dem Tauschwerth quantitativ zu vergleichen und beide direct durch einander zu messen. Unglücklicherweise ist nur durch Carey schon vor 30 Jahren (und auch aus Bastiat hätte es Mill seit 17 Jahren lernen können) der Irrthum beseitigt

worden, als wenn der im Verkehr geschätzte Werth mit dem sogenannten Gebrauchswerth gleichartig und beide Vorstellungen nur Unterarten eines und desselben ökonomischen Werthbegriffs wären. Der Nutzen oder die Nützlichkeit, also mit Mill zu reden, das Maass, in welchem der Gegenstand ein Mittel ist, den Neigungen zu entsprechen, — dieser Inbegriff von Eigenschaften, welcher direct auf unsere Bedürfnisse bezogen wird, oder ganz unzweideutig geredet, die bedürfnissbefriedigende Kraft der Dinge ist an sich gar kein Anhaltspunkt für die ökonomische Werthschätzung. Der Gebrauchswerth in diesem exacten, scharf abgegrenzten und nicht weiter missverständlichen Sinn wird durch die Werthbestimmungen des Verkehrs oder mit andern Worten in Geld gar nicht ausgedrückt und ist in dieser Weise auch gar nicht auszudrücken oder zu messen. Mill aber confundirt beide Vorstellungen, als wären sie in der Hauptsache eine. Er tritt sogar eine Art von Beweis aus dem sogenannten Satz des Widerspruchs an, indem er eine Logik entwickelt, die seiner ökonomischen Vorstellung würdig an die Seite tritt. Es wäre ein offenbarer Widerspruch, dies ist seine Meinung, wenn Jemand jemals für eine Sache mehr gebe, als den Werth, den er auf sie legt. Der Gebrauchswerth, merken Sie wohl, hat sich hier mit einem Mal in eine sehr vage und unklare Idee verwandelt, nämlich in den Werth, den ein Verbraucher auf die zu erwerbende Sache legt. Selbst wenn die ganze Confusion der beiden Begriffe Gebrauchswerth und Tauschwerth berechtigt wäre, so würde es doch ein logischer Cirkel sein (und wir haben es ja mit dem Verfasser einer Logik zu thun), den Gebrauchswerth als in Tauschwerthen oder kurzweg in Geld abgeschätzt vorauszusetzen. Die Schätzung ist es grade, deren leitendes Princip begreiflich gemacht werden soll. Wenn ich nun von vornherein annehme, jeder sogenannte Gebrauchswerth sei schon in Geld abgeschätzt, so kann ich freilich mit Mill die Behauptung riskiren, der Geldwerth der Nützlichkeit oder des Gebrauchswerths sei ein Maximum, über welches hinaus der Tauschwerth nicht gesteigert werden könne. Indessen selbst diese hypothetische Behauptung würde sich in anderer Beziehung als ganz unhaltbar erweisen. Mill hat hier einmal gelegentlich sogar das Princip Adam Smiths, die Arbeit, vergessen. Der Verkehrswerth, der sich etwa in einem be-

stimmten Fall hauptsächlich aus dem Arbeits- und Kraftaufwand herleitete, dürfte sehr wenig mit der letzten, in ihrer Grösse oft ganz zufälligen Wirkung, nämlich mit Art und Grad der Brauchbarkeit zu schaffen haben. Denken Sie nur beispielsweise an einen Gegenstand, dessen Gebrauch und Brauchbarkeit zu seinen wirthschaftlichen Herstellungskosten in gar keiner unmittelbaren Beziehung steht. Das Millsche Handbuch kann selbst als Beispiel dienen. Wie viel Scheffel Kartoffeln ist es Werth, und in welcher Beziehung steht seine Nützlichkeit (sein Gebrauchswerth) zu den etwa 6 Scheffeln und deren Nützlichkeit und Gebrauchswerth? Wenn mich Herr Stuart Mill fragte, ob ich für den fraglichen Artikel etwa mehr gegeben habe, als ich Werth darauf lege, so sage ich Amen.

Das rein wissenschaftliche Gebiet mit seinen feinen Unterscheidungen ist nicht die Arena derjenigen, die in erster Linie durch Parteigesinnung und erst in zweiter durch eine gewisse Art von Fähigkeit zu wissenschaftlichen Hantierungen ausgezeichnet sind. Man darf daher den Socialreformer oder wohl gar Politiker nicht zu lange im Hintergrunde belassen. Sonst wird man beschuldigt, das Beste zu vergessen. Sollten Sie je mit Liebhabern Mills in Berührung kommen, so lassen Sie dieselben nur getrost ihr Thema von dem humanen Socialreformer abhetzen, bis den Leutchen endlich doch mit dem Athem auch der hohle Phrasenvorrath ausgeht. Was ist das sociale Recept, das Mill jederzeit und auch gelegentlich in Wahl- und Parlamentsexpositionen vor dem Volke und seinen Vertretern in Bereitschaft hat? Nichts als das erste Gebot aus der Malthusschen Tradition: Seid um des Himmels oder vielmehr um des Hungers willen nicht zu fruchtbar und mehret euch nicht zu sehr. „Es sollten," meinte Mill in einer Wahlrede, „nicht mehr Kinder geboren werden, als für welche hinreichende Nahrung bereitet ist." Dieser gute Rath birgt einen etwas dunklen, vielleicht gar schmutzigen Abgrund in sich, und nirgend hat die Millsche Prüderie, die vielleicht der Unklarheit als Maske zu Statten kam, nähere Auslassungen gestattet. Alles was wir aus den

Schriften und dem Leben des Anpreisers des genannten Recepts wissen, deutet allerdings auf ziemlich unschuldige Mittelchen. Wir haben die Wahl, ob wir die angedeuteten Mittel belächeln, oder ob wir hinter dem Socialreformer mehr Radicalismus voraussetzen sollen, als er jemals in seinem übrigen Verhalten bekundet hat.

Die Schriften Mills sind stets einer Durchsicht durch Madame Mill unterzogen worden, und in der Widmung des Schriftchens über die Freiheit spricht es der Verfasser offen aus, welchen grossen Antheil seine verehrte Frau an dem geistigen Gehalt seiner literarischen Erzeugnisse gehabt habe, und wie viel dabei auf Rechnung ihres Geistes zu setzen sei. — So sehr ich nun auch die Affectionen achte, die in der erwähnten Widmung Ausdruck gefunden haben, so bin ich doch der Ansicht, dass grade in dem fraglichen delicaten Punkt die Vertauschung der beiden Standpunkte, nämlich der Auffassungsart des Mannes und der des Weibes, nach allzu viel Gleichmacherei schmeckt. Sie wissen aus den Zeitungen, wie oft Mill den Frauenanwalt spielt, wie er den Weibern in und ausser dem Parlament das politische Stimmrecht vindicirt und sogar Reformbill-Amendements in dieser Richtung zur Abstimmung gebracht hat. Dies ist aber Alles noch Kleinigkeit gegen seine Ansicht von der Stimme, welche die Frau im Hause in Sachen des Kinderbudgets haben soll. Auf den Beistand des weiblichen Geschlechts baut er als auf die Haupthülfe für die Durchsetzung des Kinderbeschränkungsprincips. Die Beschwerden der Mutterschaft und die Furcht vor denselben soll die Frauen antreiben, dafür zu sorgen, dass die Ehen nicht zu kinderreich werden. Auf die Männer zählt Mill in diesem Punkte nicht sonderlich; darum will er ja eben die Frauenstimme auch nach dieser Seite hin gewichtiger gemacht wissen. Wie aber die Frauen diese ihre grosse Mission erfüllen sollen, bleibt wiederum in völliges Dunkel gehüllt. Es scheint die Execution dieses grossen volksmindernden und volksbeglückenden Princips entweder keine Tagesbeleuchtung zu vertragen, oder aber auf einen sehr schlechten Spass hinauszulaufen. Deutlich gesprochen, hat Mill entweder nicht den Muth, klar und bündig auszusprechen, was positiv geschehen soll, oder er geht von der allerdings sehr unschuldigen Voraussetzung aus, dass ein matrimonium virgineum und

zwar je nach der Nothwendigkeit bald auf Zeit, bald für immer das grosse Auskunftsmittel sein solle. Ich glaube sogar, dass der Malthussche „moralische Zwang" bei Mill stillschweigend in diesem Sinne umgeformt ist. So wäre denn der Epigone der schiffbrüchigen Theorie noch grösser als ihr erster Urheber. Der letztere legte den Hauptaccent auf die Verhinderung der Ehen; Mill versteht es aber auch, die Regulirung der Kinderzahl in den bereits bestehenden Ehen bewerkstelligen zu lassen. Er muss die menschliche Natur im Allgemeinen ebenso vortrefflich kennen, als die weibliche; sonst wäre diese ganze grosse socialreformatorische Wendung unmöglich gewesen.

Ich gestehe, dass ich glaube etwas nüchterner zu denken. Eine Kindersteuer wäre dem Millschen Princip am entsprechendsten; der Finanzpunkt ist doch noch erheblicher als Weiberstimmrecht im häuslichen oder staatlichen Parlamentiren. Mit der Privatmoral und dem Appell an Abstinenz nach geschlossener Ehe würden sich auch Leute, die nicht Philosophirer sind, dem common sense gegenüber lächerlich machen. Dieser privatmoralistische Zug und dieses Psychologisiren aus dem kleinen Kreise von individualistischen Beziehungen und beschränkten Auffassungen ist überhaupt ein Charakterzug der Sinnesart und Ueberlegungsweise unseres Reformators. Er setzt die Hebel in der weiblichen Sphäre an; er weiss, wo Potenz und Kraft für die Ausführung seiner Lieblingsideen schlummert.

Es ist nicht mein Scherz, wenn ich behaupte, dass Mill für die socialen Schäden auch nicht ein einziges anderes Mittel, als die Beschränkung der Volksvermehrung kennt. In dieser Beziehung huldigt er sicherlich keinem Fortschritt, keiner Expansion, keiner Freiheit. Er ist, um dem Parteimann gegenüber auch einmal eine Parteibezeichnung zu gebrauchen, so zu sagen Socialreactionär; mit andern Worten, er bemerkt nicht nur nicht die gewaltig treibende und drängende Kraft, welche für die Entwicklung der gesellschaftlichen Gestaltungen grade in den unaufhaltsamen Zunahmen der Bevölkerungsmenge zu suchen ist, sondern er glaubt auch, dass man den Strom und das Meer trocken legen könne, indem man einige Quellen verstopft. Erinnern Sie sich des Gegensatzes, den ich zwischen Expansions- und Repressionssystem aufgestellt und in meiner „Grundlegung"

speciell charakterisirt habe? Mill ist Repressionist. Anstatt Canäle und Wandungen des socialen Systems besser einzurichten, soll sich das flüssige Element, aus dem diese Canäle und Wandungen selbst ursprünglich entstanden sind, und aus welchem sie noch heute wie die festen Bestandtheile des Organismus aus dem Blut ernährt, erhalten und zum Theil neugebildet werden, — soll sich das flüssige Element, welches die zu engen Gefässe sprengen will, nach Willkür vermindern lassen. Die alte Form soll dem Stoff, der sich etwas umkristallisiren will, noch immer die alten Gesetze vorschreiben. Das heisst nicht vorwärts gehen, sondern sich an eine Ueberlieferung binden, die mit den neuen Dimensionen der Gesellschaft nicht verträglich ist. Jedes socialökonomische System besitzt seine Bevölkerungscapacität, der Ackerbaustaat z. B. eine geringere als der Industriestaat. Ein Uebergang von einer niederen Entwicklungsstufe zu der nächst höheren, also der wahre und allein berechtigte Fortschritt, wird nun, wie die Geschichte lehrt, stets nur durch das gewaltig drängende Bedürfniss, nur durch den stachelnden Trieb und die zwingende Noth bewirkt. Die Bevölkerungszunahme ist aus diesem Gesichtspunkt eine reformatorische Macht, und mit dieser Macht glaubt ein Mill vermittelst seiner privatmoralistischen Rathschläge fertig werden und die Naturgewalt durch etwas gut gemeintes Zureden zur Umkehr bewegen zu können. — Ausser dem Socialreformer Mill giebt es auch noch den specifischen Politiker in's Auge zu fassen. Der ist nun aber noch weit weniger einer ernstlichen Beachtung würdig. Die kleine Utopie des Hareschen Wahlmodus und die hiedurch zu bewirkende Vertretung der Minoritäten ist freilich ein schönes Nachahmungsstück für Jemand, der ein besonnener Denker sein und die Springfedern der menschlichen Natur kennen will. Indessen wird diese Herrlichkeit der Minoritätenvertretung doch noch von dem Bildungscensus, dem eigensten Kinde des Millschen Geistes, übertroffen. Das politische Wahlrecht nach Maassgabe des Lesens, Schreibens und Rechnens! Ist das nicht eine Idee, die eines Parlaments nicht von Professoren (wir wissen ja, was Professorenparlamente geleistet haben), sondern von Primärschulzöglingen würdig wäre? — Etwas Ueberspanntheit verträgt sich bisweilen auch mit der nüchternen Hal-

tung oder vielmehr Verhaltung der Gedanken. In dieser Richtung hat uns die Geschichte der Literatur in Cervantes unsterblichem Sancho mit einem für immer gültigen Typus beschenkt. Wann, frage ich mich oft, wird die Zeit kommen, in welcher man auch den Philosophirer nach der Richtigkeit seines Urtheils, welches er im besondern Fall geltend macht, rücksichtslos taxirt? Den hochfliegenden Geistern, den wirklich genialen Naturen, mögen wissenschaftliche Extravaganzen und Fehlgriffe im praktischen Urtheil immerhin nachgesehen werden; denn sie bewegen sich in einer Sphäre, aus welcher die Vogelperspective die einzig mögliche Betrachtungsart gewisser Dinge ist, und in welcher der Irrthum über untergeordnete Verhältnisse gar nicht sonderlich in's Gewicht fällt. Allein den grundsätzlich am Boden kriechenden Naturen muss man es ohne Frage zu einem sehr erheblichen Vorwurf machen, wenn dieselben bei aller Niedrigkeit ihres Standpunkts doch in der kleinen gemeinen Welt, in diesem ihrem eigensten Element, in welchem sie sonst so lustig plätschern, nicht bescheid wissen.

Wenn es Einer fertig bekommt, seine Betheiligung an einer Bewegung für ein allgemeines Wahlrecht und den Beitritt zu dem entsprechenden Programm zu verweigern, weil nicht das Stimmrecht aller Erwachsenen, sondern nur das allgemeine Männerstimmrecht auf der Fahne der Agitation stehe, so weiss ich, was ich von ihm, ich will gar nicht sagen als praktischem Politiker, sondern auch nur als politischem Theoretiker zu halten habe. Selbst wenn so Einer in seinem innersten Herzensgrunde an eine Verwirklichung seiner Liebhabereien für Weiberstimmrecht glaubte, so wäre doch mindestens um der Ehre seines Verstandes willen zu erwarten, dass er seiner Zukunftsidee ihren Platz auch wirklich erst in einer entfernten Zukunft anwiese und nicht von der naiven Voraussetzung ausginge, die politischen Tagesprogramme seien dazu bestimmt, sich mit etwaiger Action künftiger Jahrhunderte oder Jahrtausende zu beschäftigen. Ginge ein derartiger Missgriff von einer genialen Phantasie aus, die im Politischen gar nicht orientirt, die Erscheinungen nur in den Dimensionen der Jahrhunderte anschaut, so würde man einfaches Stillschweigen zu beobachten und die Verirrung als etwas Naturgemässes und mit der

fraglichen Position ausser der Zeit sehr wohl Vereinbares anzusehen haben. Im Falle Mills handelt es sich aber um Jemand, der ein Geschäft daraus macht, alle diejenigen zu verkleinern, welche die Grenzen des wissenschaftlichen Philisterthums nicht respectiren. Der angelegte Maassstab ist daher nur der eigne Mills, und Niemand hat sich über ungerechte Kritik zu beklagen, wenn er mit dem Maasse gemessen wird, mit dem er selbst misst. Vom ewigen Friedensmanifest, unter welches Herr Stuart Mill kürzlich seinen Namen gesetzt hat, brauche ich nach dem Bisherigen wohl nicht besonders zu reden. Diese kleine Utopie oder vielleicht auch Düperie stimmt zu allem Uebrigen, und wir können den Millschen Beistand zur Herstellung des Genfer ewigen Friedens und der Preussischen Entwaffnung ganz wohl selbst in Frieden lassen, ohne uns deswegen dem Socialreformer gegenüber irgendwie literarisch zu entwaffnen oder sonst in erheblichen Nachtheil zu bringen. Er hat dafür gesorgt, dass es uns an Stoff zur Verhütung des ewigen Friedens der Wissenschaft und der Herrschaft des Philisterthums auch übrigens nicht fehle.

Sechster Brief.

Die Versuche der Anhänger Ricardo's, sich gegen das Careysche Gesetz vom Gange der Bodencultur zu wehren, fallen in der Hauptsache so aus, dass sie als Blösstellungen der eignen Schwäche zu betrachten sind. Von dieser Art ist auch die folgende Stelle, in welcher sich Mill bemüht, durch eine Verwechselung und Confusion des Sprach- und Begriffsgebrauchs nicht so wohl die ihm unbequeme Wahrheit zu widerlegen, als vielmehr den Kern der Frage dem Gesichtskreis des Lesers zu entrücken und sich so das bedenkliche Eingehen auf die Sache zu ersparen. Der Gipfelpunkt der Illoyalität der Polemik besteht in dieser Stelle darin, dass der Verfasser derselben die Oberflächlichkeit, deren er sich selbst schuldig macht und die Zuflucht zur Wortsophistik gleich von vornherein dem Gegner unterstellt. Ich würde kein solches Gewicht auf diese Stelle legen, wenn nicht auch die Deutsche Verlegenheit sich an diese schwächliche Wendung Mills geklammert hätte. Herr Roscher z. B. weiss auch nichts Anderes vorzubringen, und ihm spricht natürlich wieder dieser und jener nach, der in die Lage kommt, in einer ökonomischen Zeitschrift Kritisirungsbedürfnisse verrichten zu müssen.

„The very meaning of inferior land, is land which with equal labour returns a smaller amount of produce.“ (Buch I. Cap. 12. § 2). — Ebendaselbst § 3: „As far as words go, Mr. Carey has a good case against several of the highest authorities in political eco-

nomy, who certainly did enunciate in too universal a manner the lan which they laid down, not remarking that it is not true of the first cultivation in a newly settled country."

In der grössten Verlegenheit wird für einen Wortstreit erklärt, was sachlich den grössten denkbaren Gegensatz in sich schliesst. Im Grunde ist eine solche Wendung immer ein Zeichen des bereits angetretenen Rückzugs. Die neue Ansicht ist nicht mehr abzuweisen; man sucht ihr den Anschein zu geben, als wäre sie der Hauptsache nach, nämlich so weit, sie richtig sei, in der alten Vorstellung schon enthalten. Nur um Kleinigkeiten des Ausdrucks soll es sich handeln. Das eigentliche Wesen der Sache haben die Herren ja schon längst besessen und sind daher nur in der Lage, ihre Ausdrucksweise künftig ein wenig mehr vor Missverständnissen schützen zu müssen. — Wer, der etwas in der wissenschaftlichen Polemik zu Hause ist, kennt nicht diesen letzten Strohhalm einer sinkenden Theorie? Wer wäre ausserdem in dem Urtheil über menschliche Manieren so unerfahren, nicht zu wissen, dass die bedrohte Eitelkeit diese Art Opfer um so unerbittlicher fordert, je leerer sie ist, und je weniger sie mit dem echten wissenschaftlichen Stolz und der wahren Würde einer Denker- oder Forschernatur gemein hat.

Nur auf Wörter oder Worte soll es ankommen! Die Begriffe guter und schlechter Boden sollen sich mit einem Mal sehr künstlich zusammen setzen. Der einfache Sinn fragt bei der Beschaffenheit des Bodens nicht nach entfernten und complexen Wirkungen, bei denen Art und Menge der Wirthschaftsmittel ebenfalls in Anschlag zu bringen sind, sondern betrachtet den Gegenstand an sich selbst und in seinen unmittelbar bei jeglicher Art von Production in Frage kommenden Eigenschaften. Von besserem oder schlechterem Boden redet man hauptsächlich aus dem Gesichtspunkt des grössern oder geringern Reichthums an Pflanzennährstoffen oder überhaupt an Bestandtheilen und Kräften, die zur Förderung der Culturvegetation unter allen Umständen beitragen würden, sobald nur die erforderliche Cultur zur Anwendung käme. Das Mehr oder Minder der wirklich angewendeten oder unter Umständen anzuwendenden Culturmittel bleibt hiebei ganz ausser Betrachtung. Man würde von besserem oder schlechterem

Boden zu reden haben, auch wenn es sich niemals um die wirkliche Cultur desselben handeln sollte.

Diese sehr einfache Vorstellung von der Bodengüte, über die sich übrigens Ricardo selbst nicht fortgesetzt hat, muss festgehalten werden, wenn nicht ein wenig ärmliche Wortescamotage von vornherein Verwirrung stiften soll. Auch im Trüben der verschwommenen Begriffe ist gut fischen. Das wissen die Herren, und darum verleugnen sie alle Präcision Ricardo's, der sehr deutlich bezeichnete, was er unter besserem Boden verstehe. Ihm kam es auf die „natürlichen und unzerstörlichen" Kräfte des Bodens an. Das Mehr oder Minder der rein natürlich gedachten Fruchtbarkeit des Ackers, nicht der sehr zusammengesetzte Begriff der volkswirthschaftlichen Productivität oder Ergiebigkeit dieser oder jener Art von Ackerbau war sein Kriterium der bessern oder schlechtern Beschaffenheit. So willkürlich und phantastisch auch seine Idee von einer Fruchtbarkeitsdifferenzenrente ausfiel, so hatte sie doch ein bestimmtes, deutlich wahrnehmbares Gepräge. Grade aber diese individuelle Physionomie der Ricardoschen Rentenentstehungsvorstellung ist es, welche von denen verwischt wird, deren Reputation nun einmal mit diesem Stückchen Schultheorie verschwistert ist. Die Herren geben in aller Gemüthlichkeit grade das auf, was Ricardo eigenthümlich war und glauben, wenn sie sich an ein paar vage und mehrdeutige Ausdrücke klammern, sie könnten den Riss verdecken. Da wird denn z. B. die Lage der Grundstücke oder Häuser oder, mit andern Worten, die Entfernung und örtliche Beziehung zum Markte zur Hauptsache erhoben, als wenn die Rücksicht auf diese Unterschiede Ricardo eigenthümlich wäre und nicht vor ihm, neben ihm und nach ihm in den verschiedensten Gestalten zu einem theoretischen Ausdruck gelangt wäre. Allenfalls wird auch noch zur bessern Confusion die von Thünen gehegte Vorstellung über die Wirkungen der Entfernung des Absatzortes landwirthschaftlicher Erzeugnisse als mit Ricardo's Anschauungsweise zusammenfallend hingestellt. Durch derartige verschwimmende Verallgemeinerungen wird jeder bestimmte Zug des Streitobjects ausgetilgt, und dann schliesslich triumphirend darauf hingewiesen, dass Ricardo ja doch in der Hauptsache Recht gehabt habe. Freilich, wenn die Hauptsache grade das sein

soll, worin seine Anschauungsweise sich gar nicht vor andern ganz gewöhnlichen Auffassungen auszeichnete, dann kann man getrost von Richtigkeit reden und hat eine derartige Vertheidigung sehr billig. Schade nur, dass grade das nicht vertheidigt wird, was angegriffen ist. Eine Fruchtbarkeitsstufenfolge des Ganges der Bodencultur in der Richtung auf die von Natur weniger fruchtbaren Ländereien, — das ist die eigenthümlich Ricardosche Voraussetzung, und eine besondere Wirkung dieser Ursache in der Entstehung einer differentiellen Fruchtbarkeitsrente, das ist die noch eigenthümlichere Folgerung. In beiden Beziehungen wird gegenwärtig von den Vertheidigern Ricardo's die individuelle Bestimmtheit der zu vertheidigenden Theorie preisgegeben, und an die Stelle derselben ein ungreifbares Nebelbild ohne feste Umrisse gesetzt. — Jedermann, der sich auf die Maskirung von Rückzügen versteht, erkennt in einer solchen Verwischung und Auflösung der Eigenthümlichkeiten einer Theorie das Hinschwinden des Glaubens an ihre Wahrheit.

Einige verwischen die charakterischen Züge der streitigen Ansicht durch eine ganz vage Verallgemeinerung. Man sagt alsdann, die Ricardosche Rente sei etwas, was sich nicht blos am Grund und Boden, sondern an allen Arten von Einkünften nachweisen lasse. Man meint hiebei die Gunst oder Ungunst der Verwerthungsposition, handle es sich nun um Verwerthung von Bodenerzeugnissen und Häusernutzungen oder um diejenige von eigentlichen Industrieprodukten und Arbeitskräften. Hienach bezieht sogar der Arbeiter im Arbeitslohn je nach der Gunst der Verwerthungschance eine Ricardosche differentielle Rente. — So richtig an sich die grade von mir besonders ausgeführte Lehre von den gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Positionsvortheilen ist, so trifft sie doch selbst in der Anwendung auf den Grund und Boden gar nicht mit der specifisch Ricardoschen Lehre zusammen. Die letztere kennt keine Rente unter Voraussetzung gleicher Fruchtbarkeit und gleicher Lage, während in der That das fragliche Phänomen ein rein sociales und auf der speciellen Gestaltung der Concurrenz beruhendes ist. Es erklärt sich aus der thatsächlichen oder rechtlichen Macht und wartet daher nicht mit seinem Erscheinen auf die Cultur einer zweiten Bodenklasse oder überhaupt auf die Nothwendigkeit,

schlechtere Chancen auszunutzen. Es stellt nichts als eine gewisse Form dar, zu welcher jede Art von Concurrenz innerhalb der regelmässig mehr oder minder festen Bahnen führen muss. Uebrigens hat auch Thünen, der im Allgemeinen glaubte, von Ricardo etwas Neues gelernt zu haben, grade nur das benutzt, was gar nicht bestritten wird, und sich denn auch mit Recht erlaubt, die Rente nicht erst mit der Wirksamkeit von Differenzen, sondern vor denselben und unabhängig von ihnen eintreten zu lassen.

Doch ich vergesse über den sachlichen die persönlichen Wendungen und namentlich die Mills. Die Verweisung auf neu besiedelte Länder als auf einen Ausnahmsfall des vertheidigten Gesetzes ist ein beinahe noch schwächerer Tropus als die Vertauschung der Ricardoschen Eigenthümlichkeiten mit einer ganz vagen oder mit einer von Niemand in Frage gestellten Vorstellung. Die Berufung auf junge Colonien und speciell auf deren jugendliche Entwicklungsgesetze soll helfen, der neuen bessern Theorie einen Winkel anzuweisen, in welchem sie kauern mag, bis die Eitelkeit der Herren den Weg aller Eitelkeiten gegangen ist und die neue Generation, die nicht mehr mit ihrem Renommée engagirt ist, die in die Ecke verwiesene Lehre ordentlich am Tisch Platz nehmen lässt. — Der vermeintliche Winkel ist jedoch sehr gefährlich. Da nämlich jedes Gebiet irgend einmal zuerst besiedelt und zu irgend einer Epoche von festen Wohnplätzen aus in Cultur genommen sein muss, so haben wir einen ersten und zwar zum Unglück für die fragliche Ausflucht für alle Zukunft der Entwicklung maassgebenden Vorgang; — wir haben anstatt des Winkels, den man der Theorie anweisen wollte, die ursprünglich maassgebende Bildungsstätte und den Entstehungspunkt der ganzen weiteren Culturgeschichte zugestanden erhalten. Die weitere Ausdehnung der Bodencultur ist unter dieser Voraussetzung nichts mehr völlig Freies, sondern etwas, was schon durch den ersten Schritt in gewisse Bahnen gewiesen ist. Die ersten Fixirungspunkte müssen die Mittelpunkte werden, von denen die weitere Abfolge der Bodencultur abhängig wird. Wer nur den geringsten Sinn für die Stetigkeit und Tragweite wissenschaftlicher Vorstellungen hat, muss es äusserst willkürlich finden, wenn ein Mill und nach ihm Andere ganz getrost von

einem Stadium reden, in welchem das ursprüngliche Gesetz unter übrigens fortbestehenden Vorbedingungen der Anwendbarkeit plötzlich unanwendbar werden und abbrechen soll.

Ueberall wo die in einem Gesetz formulirten oder stillschweigend gemachten Voraussetzungen zutreffen, muss es anwendbar sein, oder es ist gar kein Gesetz. Unter gegebenen Voraussetzungen besteht eine gewisse Folge, — das ist die Grundform aller wissenschaftlichen Gesetze, die einen ursächlichen Zusammenhang ausdrücken, und abgesehen von dieser Form kann es sich nur um Zufälligkeiten des erfahrungsmässigen Beisammenseins von Thatsachen handeln, deren häufige Verbindung auf irgend ein Gesetz deutet, welches man aber nicht kennt. Selbstverständlich findet ein Gesetz da und dann keine Anwendung, wo überhaupt seine Voraussetzungen thatsächlich nicht angetroffen werden. Der Mathematiker, der die Theorie der Ellipse in der Natur anwenden will, muss sich erst versichern, dass er es in der Wirklichkeit nicht etwa mit einem blossen Oval, sondern mit einer eigentlichen Ellipse als mit einem Product der natürlichen Bewegungskräfte zu thun habe. Wenn also in einem Gebiet etwa gar kein Gang der Bodencultur mehr in Frage kommt, so kann auch kein Gesetz vom Gange der Bodencultur angewendet werden, ebenso wenig als man z. B. von wirthschaftlicher Production bei Dingen reden kann, die wie eine Baustelle, gar nicht Gegenstand der Hervorbringung oder auch nur der Beschaffung durch Transport sein können.

Von einem solchen selbstverständlichen thatsächlichen Wegfall der Grundvoraussetzungen eines Gesetzes abgesehen, muss es entweder ohne Rücksicht auf Zeit und Ort und auf besondere Quantität ganz allgemein gültig sein, oder aber es ist kein Gesetz, sondern nur die Formulirung gemischter Combinationen und complexer Thatsachen in ihrer ganzen Zufälligkeit.

Einem Mill kann man freilich den wissenschaftlichen Instinct oder gar das verstandesklare Bewusstsein über diesen Sachverhalt nicht zumuthen. Er hat in seiner Logik mannichfaltige Beweise gegeben, dass ihm die charakteristischen Eigenschaften eines Denkers fehlen. Ihm wird es z. B. sehr leicht, der Gravitation im Raum eine Grenze zu setzen, und er empfindet in diesem Fall nichts von jenem auf dem

4*

innern Verständniss der Sache beruhenden Zuge des höheren wissenschaftlichen Geistes, ein Gesetz überall dahin auszudehnen, wo die inneren Bedingungen desselben in analoger Weise vorhanden sind. Es ist jener falsche und plumpe Empirismus, der mit dem wahren und echten Sinn für die erfahrungsmässige Begründung nie verwechselt werden sollte, was einen Mill in so gemüthlicher Gelassenheit beliebig und willkürlich mit Gesetzen Halt machen und auf wissenschaftliche Consequenz grade da verzichten lässt, wo dieselbe im höheren Sinne erst recht eigentlich beginnt.

Von dieser Art ist denn auch seine Abfindung mit dem Gesetz vom Gange der Bodencultur und, abgesehen von dessen Specialität, auch mit den Vorstellungen über die Bildungsursachen der Grundeinkünfte. Allerdings giebt es für Alles schliesslich feste Schranken. Aber die Grenze der Anwendung eines Gesetzes ergiebt sich aus diesem Gesetz selbst. Sobald die Cultur neuer Ländereien aufhört, kann es für dieselbe auch kein Princip mehr geben. Diese Grenze ist aber von Mill gar nicht gemeint, sondern er stellt sich vor, dass eine zeitlang keine Ricardosche Rente gebildet werde, dann aber plötzlich das Phänomen eintrete.

Wie lange sind, könnte man fragen, die Besiedlungen neu und die Colonien jung? Wie lange geniessen sie das Privilegium, von der Ricardoschen Rente verschont zu bleiben? Etwa so lange als frisches Land im Ueberfluss vorhanden ist? Was heisst dies, und wann hört der Ueberfluss auf? Etwa dann, wenn das noch verfügbare Land in der Gestaltung der Concurrenzwirkungen kaum mehr in Betracht kommt? Allein zwischen dem ursprünglichen grössten Ueberfluss und der schliesslichen Geringfügigkeit liegt eine ganze Stufenfolge von Grössenverhältnissen. Haben die Extreme ihre eigenthümliche Wirkung, so müssen, da die beiden äussersten Fälle ja nur auf Quantitätsunterschieden beruhen, auch die dazwischen liegenden Mischungen der Situation einen gleichartigen Einfluss haben. Wir hätten also in der Mitte der Entwicklung einen Punkt aufzusuchen, wo zur Hälfte Carey und zur andern Hälfte Ricardo Recht hätte, und wo sich die Bodenrente aus der schönen Vereinigung der beiden Principien zusammensetzte. Wäre das nicht Etwas für die Liebhaber der goldnen Mittelstrasse, für die

Componisten einer Harmonie von Ja und Nein? Die Wahrheit liegt ja in der Mitte; der Mittelstand der Bildung braucht nur zuzugreifen. Doch ich will die Absurdität nicht weiter verfolgen. Sie, fürchte ich, werden schon mehr als befriedigt sein. Dagegen ist die wohlweise Unterscheidung, die der über seine durch meine „Umwälzung" antiquirte Mill-Studie unmuthig gewordene Herr Lange, noch als letztes Auskunftsmittel beliebt hat, doch der eignen Position des Engländers zu entsprechend nachgebildet, um nicht ein Paar Worte zu erlauben. Ihr Herr Sohn hat ganz Recht; ausser den Unziemlichkeiten gegen Carey und mich wird wohl nichts Eigenthümliches und den Verfasser Auszeichnendes herauszufinden sein, und ich bedaure um so mehr die Behelligung mit dem Opus von dem früher erwähnten Gewicht. Wo Mill eine Wendung angegeben, da kann sie wohl möglicherweise in irgend einer Umgestaltung anzutreffen sein. So verhält es sich wenigstens, wie ich aus dem Notat sehe, mit der Unterscheidung von geschlossenen und ungeschlossenen Staaten. Der arme Mill soll diese Distinction nur anzuwenden brauchen, und es soll Alles in Ordnung sein. Ist das nicht die Copie des oben berührten Tropus von neu besiedelten Ländern und jungen Colonien? Ausserdem ist der Gesichtspunkt höchstens in's Unpassendere verändert. Was kommt es in aller Welt darauf an, ob ringsum noch frisches Land vorhanden ist, sobald sich eine selbständige wirthschaftliche Gruppe und ein abgeschlossenes sociales Concurrenzgebiet innerhalb eines gewissen Bezirks gebildet hat? Alsdann entscheidet der sociale Zusammenhang, und der Umstand, ob in einem Umkreise von gewisser Entfernung fruchtbares Land oder Wüste liegt, thut in der Hauptsache gar nichts. Nicht Grundeigenthum und Acker überhaupt, nicht Stellen zu Wohngebäuden, gleichviel wo sie liegen, werden gesucht, sondern es entsteht und besteht eine Concurrenz grade innerhalb dieses geschlossenen wirthschaftlichen Rayons. Die Ricardosche Bodenrente könnte sich also, wenn sie sich überhaupt irgendwo bildete, grade unter diesen Umständen ganz prägnant zur Erscheinung bringen. Die Tragweite des socialen Zusammenhangs und des wirthschaftlichen Verkehrs bestimmt die Grenze und den Abschluss eines Gebiets, und so giebt es denn, wie die Vereinigten Staaten gezeigt haben und noch in erheblichem

Maasse zeigen, genug natürliche Einschränkungen von Concurrenzgebieten, die ohne umzäunt zu sein, dennoch jederzeit abgeschlossen sind. So wenig auf unserm alten Continent die sogenannten offenen Städte, in welchen der Baulust nach Aussen keine absolute Schranke gesetzt ist, ein Hinderniss sind, dass die Concurrenz auf Wohnungen in bestimmten Quartieren gehäuft, auf diese Weise eine Verschiedenheit des Concurrenzgedränges erzeugt werde und überall eine sociale Rentenerscheinung zum Ausdruck gelange, ebenso wenig ist der Umstand, dass ein besiedeltes Gebiet an uncultivirte, ja vielleicht nicht einmal appropriirte Ländereien stösst, ein Gegensatz der wirthschaftlichen und socialen Gebundenheiten der Concurrenz. Der ganze Unterschied kann nur quantitativ, aber nicht qualitativ sein, ganz wie im Fall der Vergleichung einer Festung mit einer völlig offenen Stadt.

Es würde mich zu weit führen, die Ursachen der natürlichen Beschränkung des Spielraums der Concurrenz auf Boden oder Bodennutzung in einem solchen Fall zu entwickeln. Ich erlaube mir nur, Sie daran zu erinnern, dass die Transportmöglichkeiten für die Expansion der wirthschaftlichen Gruppe jederzeit eine bestimmte Grenze setzen. Es ist die Verkehrsmöglichkeit, welche hier den natürlichen Abschluss und die Bedingungen der Culturausdehnung normirt. Sonst wäre die Erscheinung ja auch gar nicht zu erklären, dass inmitten der fruchtbarsten Erdstriche wirthschaftliche Systeme wie Oasen fixirt sein und innerhalb ihrer Rayons alle Gesetze der Concurrenz zum Ausdruck bringen können, wie sie nur irgendwo in alten Staaten spielen mögen. — In dieser Beziehung kann also für die Rente und für den Gang der Bodencultur kein Unterschied gemacht werden. Ueberhaupt gilt es, wie Sie wissen, grade jetzt das Vorurtheil zu beseitigen, als wenn all die beengenden Verhältnisse, die socialen Störungen und das Gedränge an die alte Welt, an dichte Bevölkerung und an Mangel neuer Ländereien gebunden wären. Die Vereinigten Staaten mit ihrer Arbeiterfrage, mit ihren Strikes, mit ihrem Pauperismus, mit ihrer Bevölkerungsbewegung, die ganz dieselben Gesetze wie im alten Europa demonstrirt, geben uns vortreffliche Lehren. In dieser Richtung ist mit vielen vorgefassten Meinungen abzurechnen. Die Abnahme der Fruchtbarkeit der Ehen in einzelnen schon höher

entwickelten Gebieten der Union ist ein sprechendes Beispiel, dass wir keine doppelte Gesetzmässigkeit statuiren dürfen. Die quantitativen Dimensionen können andere sein; qualitativ ist der Ausdruck des Entwicklungsgesetzes und der Concurrenzverhältnisse überall derselbe.

Hienach wäre denn Mills Ausflucht, die auch bei uns in Deutschland mehr als einen Liebhaber hat, vollständig illusorisch. Ueber ein paar Aeusserungen des Engländers, die in Ihrer Gesellschaft noch ausserdem zur Sprache gekommen sind, werde ich mir das nächste Mal einige kurze Bemerkungen erlauben.

Siebenter Brief.

Den Namen Eklektiker giebt man demjenigen, der ohne System oder leitendes Princip, ja ohne entschiedene Ueberzeugung ein Allerlei von Ansichten auswählt oder, besser gesagt, zusammenliest. Zusammenlesen (und diese Bemerkung mache ich mit besonderer Rücksicht und zu Gunsten des Ihrer jungen Gesellschaft noch immer treuen Schulmeisters), — Zusammenlesen kann ganz füglich hier den Doppelsinn erhalten, den es in unserm Sprachgebrauch wirklich vertritt, nämlich auflesen oder aufsammeln einerseits und kalibanische Lectüre treiben andererseits. Kaliban schleppte Klötze; Andere schleppen Bücher und lesen auf, was sie aufzupicken für ihren Schnabel gut finden. Doch ich habe mit meiner Introduction schon zu weit ausgegriffen; wir sind noch bei Mill, aber noch nicht beim eigentlichen Aufpicken, wovon erst später. Wer Mill so wohl bezüglich Logik als bezüglich Nationalökonomie als Eklektiker charakterisirt, der ohne höheres und durchgreifendes Urtheil Vielerlei und darunter auch viel Unverträgliches verarbeitet hat, der verhält sich noch sehr rücksichtsvoll. Hat man doch unserer ganzen Deutschen Oekonomie in Philadelphia den Vorwurf des Eklekticismus gemacht und diese Geisteshaltung noch obenein aus unserm passiven Nationalcharakter erklärt! Herr Colwell, der dies in der Einleitung zu der Amerikanisch-Englischen Ausgabe von unseres List „Nationalem System“ (Philadelphia 1856) that, hatte dabei unsere Hand- und Studirbücher vor Augen und machte daher in seinem historischen Abriss der nationalökonomischen Leistungen der

verschiedenen Literaturen bei uns Deutschen einen falschen Schluss. Freilich, wenn man uns nach Rau's Handbüchern oder auch nach Roscher's sogenanntem System taxirt, dann ist der Vorwurf des Eklekticismus, ja der Vorwurf von weit Schlimmerem begreiflich. In der That hatte auch der genannte Einleiter des Listschen Werks Derartiges im Sinne und machte sich hiebei einer Verwechslung und so zu sagen einer Sünde gegen den Rangunterschied der Geister schuldig, die einer besondern Erklärung bedarf. Unseres grössten Nationalökonomen Werk lag vor ihm, und er hätte uns hienach beurtheilen sollen. Rechnete er nun vielleicht List mehr zu den Amerikanern? Es wäre verzeihlich gewesen. Allein der Grund, aus welchem wir so einseitig taxirt worden sind, ist ein anderer, nämlich ein gewisser Zug von — Wahlverwandtschaft. Der Verfasser des citirten historischen Abrisses wird als Besitzer der grössten nationalökonomischen Bibliothek der Union gerühmt, und so hat er denn wohl für das gelehrte Wesen und das eklektische Zusammenlesen eine solche Vorliebe gehabt, dass es ihm begegnet ist, über den citatenreichen Voluminibus das gedanken- und phantasiereiche Werk ausser Anschlag zu lassen. Vielleicht hat er auch die Deutschen der Gegenwart nicht kränken wollen, und ihnen Leistungen nicht zugerechnet, die sie selbst noch nicht gehörig zu würdigen gelernt hatten. Am richtigsten würde er allerdings seine Meinung noch jetzt dadurch vertheidigen können, dass er den Eklekticismus in dem Mangel an selbständigem Urtheil suchte und als Beispiel hiefür das Verfahren der Deutschen Gelehrten gegen List geltend machte. Doch ich greife wiederum zu weit vor; noch steht Mill auf der Tagesordnung Ihrer Gesellschaft, und ich nehme bereits die Granden des einheimischen Eklekticismus vorweg mit. Daran ist aber das Zusammenlesen und die Gemeinsamkeit der in Rede stehenden Methode oder vielmehr des fraglichen Defects an Methode Schuld.

Die Eklektiker sind oft sehr tolerant, und hiefür giebt Mill Buch V. Cap. 10. § 1. (Band II. S. 541) ein schönes Beispiel. Er geht überraschenderweise auf die Voraussetzung Carey's ein, es müsse in den Vereinigten Staaten der zu grossen Zerstreuung der Bevölkerung über zu grosse Landstriche entgegen gearbeitet und für erhebliche

Vermehrung der Industrie gesorgt werden. Er giebt zu, dass zu wenig Industrie vorhanden sei, und erklärt sich auch mit dem Zweck der Zerstreuungsverhinderung einverstanden. Nur in den Mitteln glaubt er abweichen zu müssen. Die Vermehrung der zu geringfügigen Industrie sei noch ein Problem; hiefür weiss er also eingeständlich gar kein Mittel, tolerirt aber den Zweck. In Beziehung auf die Zerstreuung und deren Verhinderung erwähnt er Herrn Wakefields Vorschlag, die Preise der Staatsländereien höher anzusetzen, um so von der Besiedlung abzuhalten. Zuerst war ich versucht, diese Hinweisung für Ironie zu nehmen; allein der sehr nüchterne Zusammenhang und die ganze Art und Weise des übrigens höchst ehrsamen Ausdrucks macht dies unmöglich. Mill ist alles Ernstes bereit, in dieser Richtung Zugeständnisse zu machen, und nur der Mangel an jeglicher Furcht vor Consequenz und Logik lässt die ruhige Haltung dieser Passage begreifen.

Eine andere Probe für die Art, wie Mill in kritischer Beziehung sehr duldsam gegen sich und Andere verfährt, findet sich in der Nachbarschaft der in meinem vorigen Brief angeführten Stelle. Dort ist von der Minderung der Erträge des Ackerbaus die Rede, und es wird dem Careyschen Gesetz vom Gange der Bodencultur überraschenderweise grade diejenige Thatsache entgegen gehalten, die durch dasselbe am besten erklärt wird, und deren Abwesenheit in alten Staaten eher gegen als für die Wahrheit der Careyschen Ansicht zeugen würde. Mill weist nämlich darauf hin, dass gegenwärtig meist grade die tiefer gelegenen und fruchtbaren Ländereien in Cultur sind. Er hat hiebei zunächst Englische Zustände vor Augen. Ist es nun nicht mehr als befremdlich und beinahe den Vorbedingungen der Kritikfähigkeit nicht mehr entsprechend, dass Mill es über sich gewinnt, ein Ergebniss des von Carey vorausgesetzten Ganges der Bodencultur gegen das Princip zu citiren, welches zu diesem Ergebniss geführt hat? Es gehört grade zu den Hauptsätzen der Careyschen Theorie, dass der schlechtere Boden unter gewissen Voraussetzungen und namentlich, sobald die Kraft zum Anbau des besseren vorhanden ist, verlassen werde. Ist dies aber der Fall, so muss das Ergebniss des geschichtlichen Ganges der Bodencultur grade ein Zustand sein, in welchem

vorzugsweise die fruchtbaren Ländereien angebaut und die am wenigsten fruchtbaren verlassen sind. Wie Carey (The past present and future, 1848 p. 95) ausdrücklich veranschaulicht, ist sein Gesetz keine Schablone im Sinn einer äusserlichen Regelmässigkeit. Dort sagt er nämlich ausdrücklich, dass der allerschlechteste Boden sogar erst zu allerletzt an die Reihe komme, sobald es nämlich durch den Fortschritt vom schlechtern zum bessern Acker möglich geworden sei, grosse Kunstmittel anzuwenden und besonders durch reichliche Zuführung von Dünger nun auch das von Natur dürftigste Land in ergiebige Cultur zu nehmen.

Erst ganz neuerdings ist gelegentlich in einer Abhandlung des Herzogs von Argyll (Londoner statistische Zeitschrift, letztes Quartal 1866) eine Thatsache zur Sprache gebracht, die Herrn Mill recht nachdrücklich an sein arges Missverständniss erinnern könnte. In einem Streit mit dem Statistiker Leone Levy, betreffend die verfallende Ackercultur gewisser Schottischer Hochlandsdistricte, nimmt der genannte Herzog seine Zuflucht zur geschichtlichen Darlegung des Ursprungs und der Entwicklung der gegenwärtigen Zustände. Im Verlauf dieser Bemühung, die unmittelbar gar nichts mit dem streitigen Satze Carey's zu schaffen hat, kommt es recht deutlich und in allen Details zu Tage, wie der früher cultivirte, weniger fruchtbare und höher gelegene Boden allmälig verlassen wurde und dem Anbau der tiefer gelegenen und fruchtbaren Ländereien Platz gemacht hat. Der Verfall des Ackerbaus bei volkswirthschaftlich nicht mehr lohnenden Culturverhältnissen wird unter Hinweis auf diese Thatsachen von dem erwähnten Autor sehr energisch gerechtfertigt. — Da hätten wir denn also tief gelegenes und fruchtbares Land unter dem Pfluge und zwar als Ergebniss einer Bewegung in der von Carey vorausgesetzten Abfolge, nämlich als Ergebniss des Uebergangs von der Cultur des natürlich weniger fruchtbaren auf den natürlich reicheren Boden.

Der Grund und Boden scheint für Mill's ökonomische Consequenzenziehung in keiner einzigen Hinsicht einen sonderlich festen Standpunkt abgegeben zu haben. Er wankt dem Eklektiker überall unter den Füssen, mag dieser sich nun mit dem Gesetz über die Richtung

des Culturfortschritts, oder mit dem Gesetz des Ganges der landwirthschaftlichen Erträge, oder gar mit den letzten Ursachen des Eigenthums befassen. Grade in letzterer Beziehung habe ich noch Etwas nachzuholen. Mill ist nämlich, man kann nicht sagen, ein Bestreiter oder Gegner, (denn auch hier fehlt die ganze Ueberzeugung) aber doch zu drei Vierteln ein wissenschaftlicher Anfechter des Grundeigenthums. Niemand, meint er, hat den Grund und Boden gemacht, und insofern würde, falls einst das Gemeinwohl es erheischen sollte, einer Expropriation der Grundeigenthümer zu Gunsten des Staats, selbstverständlich unter Entschädigung, nichts im Wege stehen. Ist das nicht eine herrliche Logik? Hienach könnten nur Erzeugnisse der Production darauf Anspruch machen, dauernd im Privateigenthum zu verbleiben. Doch die speciellere Rechtfertigung der Expropriation übertrifft das Bisherige bei Weitem. Jenes Raisonnement zeigte uns den industrialistischen Arbeitsrechtler, der das Eigenthum aus der Arbeit ableitet und diese ebenso unphilosophische als ungeschichtliche Fiction zum Ausgangspunkt einer pracktischen Anfechtung macht. Die specielle Rechenschaft über die Zulässigkeit einer allgemeinen Aufhebung des Privateigenthums am Grund und Boden lehrt uns dagegen die höchsten leitenden Principien der Millschen Logik kennen. Das Princip einer Ausnahme muss, dies ist seine Vorstellung, auch zur Regel werden können. Nun ist Expropriation in gewissen Fällen nach positivem Recht möglich und wird alsdann auf eine Bevorzugung des Gemeinwohls vor dem Privatinteresse als auf den innern Grund dieser ganzen Art von Maassregeln zurückgeführt. Warum soll nun dieser Grund und dieses Princip, nämlich die Bevorzugung des allgemeinen Interesse vor dem Privatinteresse, eine quantitative Schranke haben? Was in wenigen Fällen angebracht ist, das muss, so denkt der Logiker Mill, auch in vielen Fällen und schliesslich in allen gelten können. Ich glaube nun, Sie werden von einer weitern Beurtheilung dieses Exempels Abstand nehmen. Die besondern Voraussetzungen einer Institution ausser Acht lassen, dabei vom Besondern auf das Allgemeine schliessen und so ein Stück Scholastik und noch dazu falscher Scholastik zum Besten geben, — das ist der Kern dieses ganzen wissenschaftlichen Specimen.

Uebrigens erklärt sich Mill's Antipathie gegen das Grundeigenthum und seine Inconsequenz in der Behandlung der beiden Arten von Eigenthum sehr leicht. Es ist die traditionelle Parteistellung, die schon in Ricardo's Behandlung der Bodenrente einen Ausdruck fand, was wir in dieser Richtung wieder und wieder antreffen. Von wissenschaftlicher Untersuchung, die im echten Sinn des Worts „radical“ der Sache an die Wurzel griffe, ist keine Rede. Es ist der Standpunkt eines Arbeitsrechtlers, aber nicht eines Mannes, der weiss, dass die Eigenthumsverhältnisse Wirkungen einer Abgrenzung der Machtsphären zwischen Mensch und Mensch und der Ueber- und Unterordnungen in dieser Richtung gewesen sind und stets sein werden. Von jenem tieferen Eindringen und jener schärferen Fassung, die das Eigenthum auch da begreift, wo es mit der Arbeit und deren Recht gar nichts zu schaffen hat, ist bei einem Mill selbstverständlich keine Rede. Er kennt Eigenthum nur an dem, was gemacht ist, und gemacht wird.

Ein anderes Zeichen der überall gänzlich eklektischen Behandlung der Sache ist der Umstand, dass Mill auch die Träume der Socialisten mit einer nüchternen und ehrsamen Reproduction bedenkt, die sich nach Abstreifung von Leidenschaft und lebendiger Phantasie in dem Buche des Manchesterphilosophen gar wunderlich ausnimmt. Der gute Freund von John Bright ist aber deswegen um nichts minder zu drei Vierteln Manchestermann, und wenn ihm auch das letzte Viertel fehlt, so darf dies nicht überraschen; denn dies ist ja bei fast allen seinen Ansichten der Fall, und wir müssen sogar froh sein, nicht grade in diesem Punkt auf eine wirkliche Halbirung zu stossen. Die vielerlei Meinungen bekriegen einander in einem Kopfe oder vielmehr in einem Buche, ohne dass sich jemals mehr als ein unmaassgeblicher Schiedsrichter eingestellt hätte. In diesem Satz möchte die mildeste Formulirung der Art von Autorität liegen, die der Autor der Millschen Schriften im besten Falle bekundet hat. Eine Mischung von Scholastik und halbmodernem Wesen, dabei unverhüllte und eingestandene Epigonenhaftigkeit und entsprechende Anmassung gegen alles wirklich Bedeutende der Zeit, ein matter fast stagnirender Fluss unfreier, in allen Richtungen gebundener Gedanken, — das sollte die Grundlage

sein, von der aus die wirklich schöpferischen Geister des Jahrhunderts an der Haltung der ihnen gebührenden Position zu hindern wären? Ich hege keine Besorgniss, und Ihre erschöpfte Geduld mahnt mich an das Weitere. Doch kann ich leider zunächst nichts allzu Erbauliches versprechen. Wir gerathen jedenfalls in ein noch schlechteres Fahrwasser, aber hindurch müssen wir, wenn wir auch manchmal in Gefahr sein werden, auf einer Sandbank sitzen zu bleiben. Später wird die Fahrt um so freier sein. Die umschifften Klippen, die aus Citaten bestehen, werden uns späterhin noch eine ergötzliche Erinnerung sein. Allerdings werden ausser dem modernen Seespuk uns auch antike Gespenster auf den Hals geschickt, und wir sollen uns vor den langen Schattencolossen fürchten, welche die untergehende Sonne vom Horizont des Alterthums her vor unsern Füssen projicirt. Indessen der antike wie der moderne Aberglaube wird an uns keine Gläubigen finden, und wir werden mit dem gelehrten Scheinwissen und dem antiken Aufputz sowie mit allen andern Tätowirungen eines civilisirten Barbarenthums der Wissenschaft nach einigen Strapazen fertig werden.

Achter Brief.

Unter den Verkleinerern eines bedeutenden Geistes pflegen diejenigen die widerwärtigsten zu sein, die von Amt- und Berufswegen ein derartiges Geschäft betreiben müssen. Diese Armen haben keine Ahnung davon, als was sie vor Leuten erscheinen, die ihr vornehmthuerisches Gebahren und ihr kleinliches Bemängeln unbefangen zu würdigen wissen. — Diese trocknen und ehrsamen Geschäftshalter der Wissenschaft haben bisweilen von ihrem Ansehen, d. h. von der Autorität, die ihnen ihre wohlassortirte Ladenhaltung gewähren soll, dennoch eine ganz eigenthümlich überschwengliche Meinung. Ja unter Umständen setzen sie, wenn sie einmal nicht namentlich beachtet werden, diesen Umstand auf Rechnung der Furcht Anderer vor ihrer sogenannten wissenschaftlichen Bedeutung, anstatt einen andern Affect, der auch noch existirt und von der Furcht sehr weit entfernt liegt, als Möglichkeit in Anschlag zu bringen.

Es giebt Namen und Persönlichkeiten, die in einer gewissen Gesellschaft und Umgebung, ich meine in dem Kreise der wenigen Capacitäten ersten Ranges, nicht ohne Unrecht gegen das Höherstehende zugelassen werden können. Diese Unzurechnungsfähigkeit wird wirklich bescheidene Naturen nicht choquiren. Allein die Bescheidenheit, auf die wir in dieser Region zu rechnen haben, ist von der Ihnen bekannten falschen Sorte, über die wir uns Beide hinlänglich verstehen. Ich gestehe, dass es mir einige Ueberwindung gekostet hat, mit specieller Nennung des Namens von Jemand zu reden, dessen

Namen man getrost aus der Geschichte der Wissenschaft streichen kann, ohne dass sich deswegen eine Lücke bemerklich macht. Leider haben bei uns die Ansichten über Bücher in gewissen Richtungen noch häufig jenen böotischen Zug, der auf der Verwechselung einer schulbuchartigen Zusammentragung mit einem selbständigen wissenschaftlichen Werk beruht. So ein blosser Schulmeister der Wissenschaft, der noch dazu nicht einmal das Ideal eines solchen erfüllt, sondern, weil er mehr sein will, als er wirklich ist und sein kann, auch das nicht leistet, was man von einem soliden Studentenbuch fordern könnte, — also eigentlich ein blosser Pedant glaubt, wie vom hohen Sitz herab, die genialen Naturen abkanzeln und ihnen mit seiner rothen Dinte hie und da einen Schnitzer anstreichen, schliesslich aber höchst pädagogisch das Facit ziehen zu können.

Diese pädagogischen Grössen reden dann, wie z. B. Herr Roscher einmal gelegentlich thut, in höchst moralischer Ehrsamkeit und zur erziehlichen Erbauung aller Derjenigen, die sich ihnen als gehorsame Schüler zur Förderung und Beförderung empfehlen, sowie auch zur Hebung des Selbstbewusstseins ehrenwerther Collegen, — rathen Sie wovon — von dem „Widerspruchsgeist Carey's.“ Kommt Ihnen das nicht possierlich vor? Wir müssen uns künftig am Ende vor jeder Paradoxie hüten, wenn wir nicht von Seiten dieser Herren moralische Lectionen über Widerspruchsgeist empfangen sollen.

Der Professor Roscher gehört, soviel ich weiss, zu denjenigen Schriftstellern, auf welche das philologisch am meisten excellirende Mitglied Ihrer Gesellschaft ganz besonders angewiesen ist. Ich begreife dies sehr wohl; denn so etwas wie Antiquar der Nationalökonomie, ist doch noch immer eine verwandte Charge. Ohne diese Brücke würde gar kein Verständniss möglich sein; das Alterthum muss die Kluft ausfüllen. Die schwache Seite Ihres treuen Candidatus ist ja nicht die Philologie, sondern durchaus nur die Nationalökonomie, und da sind denn werthvolle Beziehungspunkte vorhanden. Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt und honorirt; dieser uralte Satz findet hier wiederum einmal seine Anwendung. Ausserdem dürfen wir doch auch die nachhaltige Springfeder der Eitelkeit nicht so ganz ausser Anschlag lassen. Wie müssen sich nicht die ausschliesslich im

Alterthum Domicilirten geschmeichelt fühlen, wenn sie von einer angeblichen Autorität der Nationalökonomie vernehmen, dass die ganze Summe menschlicher ökonomischer Weisheit bereits im Thucydides anzutreffen sei?

Sie werden überrascht sein, was Ihr Sohn in aller Stille noch nebenbei getrieben hat. Die Früchte dieser nicht verabredeten Nebenarbeit sind ganz schmackhaft. Eines der Notate ist aus einer Schrift des Herrn Roscher, die nun schon 25 Jahr hinter sich hat. Es bekundet, dass wir uns in ihrem Autor auch bezüglich seiner allgemeinen Manier nicht geirrt haben. Der Göttinger Privatdocent, ein jugendlicher Streber in der Mitte der Zwanziger, kann uns manches verrathen und erläutern, was an dem Leipziger Professer sonst nicht mit derselben Klarheit und Evidenz, wenigstens nicht für Jedermann, nachzuweisen wäre. Dieses Zurückgreifen ist ganz vortrefflich, zumal es ja auch mit dem Verkleinerungsgeschäft im Allgemeinen, durch welches sich schon der damalige Aspirant auszeichnete, in intimer Beziehung steht. Doch davon später. Wer unsern List verkleinert hat, ist gewiss der rechte Mann, auch Carey herabzuziehen. Aus diesem Gesichtspunkt hat Herr Roscher doppelte Verdienste. Doch zuerst müssen wir zusehen, auf welcher Unterlage der hohe Sitz steht, von dem aus derartige Uebersichtigkeiten möglich sind.

In einer Abhandlung über das Verhältniss der Nationalökonomie zum classischen Alterthum (mit andern abgedruckt unter dem Gesammttitel „Ansichten der Volkswirthschaft 1861“) heisst es (S. 7): „Ich nenne hier zuerst den erhabenen Namen des Thucydides, und bekenne mit ehrfurchtsvoller Dankbarkeit, dass ich auch in volkswirthschaftlicher Beziehung von keinem Neuern mehr, als von ihm gelernt habe.“ Weiter heisst es S. 9: „Ich bemerke noch schliesslich, dass in allen acht Büchern seines Werkes, soweit ich sehe, kein staatswirthschaftlicher Irrthum zu finden ist.“

Was meinen Sie wohl, was der alte Theilnehmer und Geschichtsschreiber des Peloponnesischen Kriegs zu dieser seltsamen Glorieflcation und dem noch seltsameren Gebrauch sagen würde, der von seinem Buch für Nationalökonomie gemacht sein soll? Ich denke, er würde die Ehre ablehnen, die ihm auf diese Art zu Theil werden soll. Er würde protestiren gegen die Zumuthung, einem Adam Smith nur

einen Bruchtheil der nationalöconomischen Arbeit übrig gelassen zu haben, und in der Abwägung der Verdienste für wissenschaftliche Oekonomie die Gewichte der modernen Schaale aufwiegen zu sollen. Er würde staunen über alles das, was man in seiner Kriegsgeschichte finden will. Ja er würde die Hineindichtungen gar nicht einmal verstehen. Er würde, so weit er etwa ein Verständniss gewönne, über die Tragweite der Auslegungskunst oder vielmehr Einlegungsvirtuosität erschrecken und schliesslich um seine wahre Autorität besorgt werden. Da soll er die Ereignisse, ganz wie wir, aus ökonomischen Ursachen wissenschaftlich erklären, die Gegensätze des Ackerbaustaats zum Gewerbe- und Handelsstaat, des armen zum reichen Volk, der dünnen zur dichten Bevölkerung, der schwerfälligen zur lebhaften Communication, der Natural- zur Geldwirthschaft, — und alles dies in wissenschaftlicher Weise kennen und verstehen.

Die Alten haben gegessen und getrunken, ja sie haben auch andere Bedürfnisse verrichtet, nichts Menschliches ist ihnen im Allgemeinen fremd geblieben; aber brauchen wir zur Nachweisung dieser grossen Wahrheiten jene Bücher zu belästigen, an denen die Jugend der höheren Schulen ihre sprachlichen Exercitien ausführt? Der Gegensatz der dichten und dünnen Bevölkerung ist wohl so ziemlich in jeder historischen Zeit und zwar Jedermann bekannt gewesen, der nicht ganz von der Natur vernachlässigt war. Mit solchen allgemeinen Vorstellungen, welche die ungebildetste Schicht des ungebildetsten Volkes auch heute noch ohne besondere gelehrte Anleitung concipirt, ist doch wahrlich gar nichts bewiesen. Ein praktisch mit dem Leben irgend einer Zeit vertrauter Mann, noch dazu ein Acteur auf der Bühne der politischen und Kriegsangelegenheiten, müsste doch gewaltig auf den Kopf gefallen sein, wenn er gewisse Unterschiede und Gegensätze nicht bemerken sollte, die sich bei jeglicher Handhabung des Menschenstoffs präsentiren. Ein Paar Reflexionen der trivialsten Art, die sich an die erwähnten Wahrnehmungen knüpfen mögen, sind aber sehr weit entfernt von eigentlicher politischer Oekonomie. Wer ein solches Verhalten mit dem wissenschaftlichen Standpunkt der Modernen verwechselt, der bekundet hiedurch, dass er sich (und hätte er noch so viel gelehrte Tradition auf sich wirken lassen) gar keinen Begriff davon

erworben hat, worauf es in der modernen Nationalökonomie ankomme und wodurch sich diese Disciplin als Wissenschaft von einem Allerlei leicht zugänglicher Reflexionen und von den unmittelbaren Ergebnissen der vulgären Begriffsbildung unterscheide.

Bei Herrn Roscher sind die negativen und die positiven Verdienste zu unterscheiden. Jene können in ihrer ganzen Fülle anerkannt werden; sie bestehen in dem Schaden, den seine Manier, die sich geschichtlich nennt, der gründlicheren Vorbildung zugefügt hat. Dagegen sind die positiven Verdienste nicht so leicht in die Augen fallend und müssen daher erst gehörig ins Licht gestellt werden. Ich rechne hieher zuerst den grossen Fortschritt in der richtigen Benennung unserer modernen Wissenschaft, — eine Errungenschaft, die ihre tief greifenden Wurzeln wiederum im Alterthum hat. Dieser unerwartete Fortschritt betrifft nichts Geringeres als die Ersetzung der bisherigen Nationalökonomie durch eine Nationalökonomik. Um akoustische Täuschungen zu vermeiden, kann man die Reform der Endsilbe ganz wohl durch eine Vorsilbe bemerklich machen und der bessern Unterscheidung des neuen Antiquitätsstandpunkts wegen kurzweg von Mik-Oekonomie reden. Die etwa auftauchende Controverse über diese kleine Licenz in einer grossen Sache wird wohl Ihr Candidatus bei seiner tief eingehenden und einschneidenden Arbeit noch berücksichtigen und zusammen mit den übrigen Lebensfragen dem philologischen Gerichtshof zu allerletzter Entscheidung gehorsamst vorlegen können.

Bis dahin ersuchen Sie ihn, seine Vorliebe für den Kern der Sache zu Gunsten einiger Aeusserlichkeiten mässigen und seine Hülfe bei Untersuchung innerer Fragen und sogar eigentlicher Raisonnements nicht ganz zu verweigern, zumal die übrigen Mitglieder Ihrer Gesellschaft mit den gelehrten Tätowirungsmanieren nicht immer hinreichend vertraut sein und daher eines Cicerone in der Behausung unseres citatenreichen Anmerkungspolyhistor bedürfen werden. Nicht Jedem ist es gegeben, sogleich bescheid zu wissen, wenn er Ringe in der Nase und in den Ohren nicht bloss der Weibchen sondern auch der Männchen sieht, und wenn er die buntscheckigen Bemalungen der Haut mitten in einer civilisirten Region antrifft. Die Mode macht uns allerdings mit mancherlei Behang und mancherlei Methoden von Schau-

stellungen ungeschickter Eitelkeit vertraut; allein im Reiche der civilisirten Wissenschaft sind die Mischungen des Aufputzes sowie die Kunstgriffe, mit denen man den Mangel natürlich guter Hautfarbe verdeckt, bisweilen viel zu raffinirt, um auf den ersten Anblick, namentlich für den unbefangenen und gutgläubigen Beschauer, sofort verständlich zu werden. Hiezu bedarf es eines gelehrten Leitfadens, der um so besser leitet, je trockner der Faden ist, den er darreicht. Sie werden wissen, was ich meine, — wenig Witz und viel Behagen. Doch zur Sache oder vielmehr zur Stelle; denn wir müssen Gleiches mit Gleichem angreifen und uns zum Citiren, ja sogar zum Anführen und, was noch schlimmer ist, zum Excerpiren entschliessen. Wo die Gedanken fehlen, kann man eben Nichts als die Garderobe produciren, in welcher sonst Gedanken aufzutreten pflegen.

Herr Roscher hat von keinem Neuern mehr Nationalökonomie gelernt, als vom alten Thucydides. Wir können ihm dieses Geständniss wirklich als ein aufrichtiges Bekenntniss der Wahrheit anrechnen, wenn wir zusehen, welche Frucht das Studium der Neuern und namentlich Adam Smith's bei ihm getragen hat. Da findet sich z. B. eine Stelle über den Werth, in welcher man den harmlosen Standpunkt, auf welchem sich die Nationalökonomie vor ihrer modernen wissenschaftlichen Begründung befand, noch heute und zwar unter der Jahreszahl 1866 vertreten findet.

Die neuste Ausgabe des ersten Bandes des mit der Aufschrift „System“ versehenen Handbuchs des Professor Roscher hat S. 9 folgende werthvolle Probe einer weder antiquarischen noch eigentlich antiquirten, sondern naturwüchsigen Ansicht über den Werth aufzuweisen.

„Man hat neuerdings, zumal von socialistischer Seite, auf den bedenklichen „Widerspruch“ hingewiesen, der zwischen Gebrauchs- und Tauschwerth stattfände. Ein Pfund Gold, sagt man, hat einen viel höhern Tauschwerth als ein Pfund Eisen; und doch sei der Gebrauchswerth des Pfundes Eisen ganz unvergleichlich höher. Ich bestreite das letztere. Eisen hat ohne Frage einen viel höhern Gattungsgebrauchswerth, als Gold: mit andern Worten, das Eisenbedürfniss ist viel dringender und allgemeiner, als das Goldbedürfniss. Dafür

lässt sich mit einem Pfunde Gold eine viel grössere Quote des Goldbedürfnisses befriedigen, als mit einem Pfunde Eisen des Eisenbedürfnisses. Mancher Landmann gebraucht alljährlich 100 Pfund Eisen, während sein Goldbedarf fürs ganze Leben durch weniger als ein Loth in Form von zwei Trauringen gedeckt wird. Diese Trauringe sind ihm dann freilich ebenso wichtig, wie irgend ein eisernes Werkzeug von tausendfachem Volumen. Denken wir uns, ein Volk bedürfe jährlich 10 Centner Gold und $2\frac{1}{2}$ Millionen Centner Eisen, so würde jeder einzelne Centner dort $\frac{1}{10}$, hier nur $\frac{1}{2500000}$ des Gesammtbedarfes decken. Wäre es nun möglich, den Gattungswerth der beiden Metalle scharf zu vergleichen, und fände sich hiernach der des Eisens zehnmal so gross, wie der des Goldes, so würde immer noch das einzelne Pfund Gold einen 25000mal so hohen concreten Gebrauchswerth haben, wie das einzelne Pfund Eisen. Dies ist gegenwärtig das ungefähre Verhältniss ihrer Tauschwerthe."

Bei dieser Stelle wird Ihnen der logische Athem öfter ausgegangen sein, und Sie werden in der Bemühung, den tiefen Sinn derselben zu fassen, so etwas wie Gedankentortur erlitten haben. Dafür ist aber dieses Specimen ein belohnendes. Es ist eines von jener Art, an der man den Schriftsteller ein für alle Mal kennen lernt. Man weiss alsdann, was man von ihm in andern Fällen zu erwarten und nicht zu erwarten hat.

Es wäre thöricht, sofort ein zu strenges Maass an den Inhalt der angeführten Stelle zu legen und etwa vom Standpunkt der modernen Erörterungen des Werthbegriffs den Inhalt dieser Geistesprobe beurtheilen zu wollen. Carey, Bastiat, Macleod, ja schon Ricardo, — alle diese Namen, die bezüglich der Werththeorie sonst in Frage kommen, können mit all ihren Conceptionen ausser Anschlag bleiben. Es hiesse, zu viel fordern, wenn man ein Verständniss von Subtilitäten und Streitigkeiten dieser höhern Region in der in Frage stehenden Niederung voraussetzen wollte. Herr Roscher hat ja überdies mit der bekannten hochweisen Schulmiene angemerkt, dass Carey sehr „ungenau" bemerke, Brauchbarkeit und Werth träfen nicht zusammen. Nun ist freilich diese kleine Unexactheit die Basis der modernen Nationalökonomie und die einzige Probe von der Tragweite, die eine

glückliche Orientirung über den Werthbegriff für das wissenschaftliche Denken haben kann. Indessen dieser Umstand stört Herrn Roscher nicht, bei seiner alten vagen Ueberlieferung zu bleiben, die den Werthbegriff dadurch confundirt, dass sie, durch die Gemeinsamkeit des Wortes getäuscht, Gebrauchswerth und Tauschwerth als zwei Unterarten ein und desselben wirthschaftlichen Begriffs vorstellt.

Der homogene Standpunkt für die Kritik dieser Stelle, die wahrhaft historische Position, die wir ihr gegenüber einnehmen müssen, liegt im 18. Jahrhundert. Das 19. ist bei derselben völlig unbetheiligt, und auch für das 18. wird sich zeigen, dass es über dem Verfasser der fraglichen Stelle steht. Adam Smith unterschied Gebrauchswerth und Tauschwerth, ohne an seine Unterscheidung ernstliche Consequenzen zu knüpfen. Sein leitendes Princip war bereits in weitem Umfange die Arbeit, und er stellte sich thatsächlich die meisten Preise und Werthe als Repräsentanten eines gewissen Arbeitsaufwands vor. In den Erzeugnissen und Werthen sah er hauptsächlich nur die in dieser Richtung verkörperte Arbeit. Sie war ihm der eigentliche Gegenstand des Verkehrs. Ihm wäre es sicherlich als ein arger Verstoss gegen seine ersten Elementarbegriffe erschienen, wenn Jemand sich die Freiheit genommen hätte, bei Erwägung des Werths von Metallen, edlen oder unedlen, die Productionskosten und die in ihnen repräsentirte Arbeit zu vergessen. Hienach glaube ich denn auch, dass Jemand, der heute nichts weiter als Smith'sche Oekonomie studirt hätte, dennoch selbst von diesem Standpunkt aus in der Roscherschen Stelle etwas Antediluvianisches erkennen dürfte. Der Verfasser derselben (dies ist die natürliche Erklärung) hat Adam Smith's Werk sicherlich auf eine solche Weise gelesen, dass er bei der Lectüre desselben eben nicht mehr gelernt hat, als bei dem Studium des Thucydides. Sonst wäre die ganze Scholastik, die in der obigen Stelle preisgegeben wird, im Keime erstickt worden.

Liest ein Engländer oder Franzose besagte Stelle, so wird er fragen: Was in aller Welt ist denn dieses Wortungeheuer, dieser „Gattungsgebrauchswerth?“ Eine Entdeckung, müssen wir ihm antworten, eine verdienstvolle Unterscheidung von Herrn Roschers „grossem Lehrer“ Rau. Die Buche hat als Brennstoff einen grössern Gattungs-

gebrauchswerth als die Kiefer. Dies ist das Beispiel, welches uns aufklären muss, damit wir uns in dem Labyrinth dieser Begriffsverschlingungen zurechtfinden. Dieselbe Menge Büchenholz heizt besser; das ist die Summe der Weisheit des neuen Begriffs. Herr Roscher indessen überbietet noch diese Weisheit, indem er die Consequenzen der Bemerkung seines „grossen Lehrers" zieht. Der Gattungsgebrauchswerth ist von nun an eine Bereicherung der Wissenschaft; ihm steht der concrete Werth gegenüber, der nicht von diesem hohen abstracten Standpunkt aus, sondern aus den ganz gemeinen Rücksichten auf Zeit, Ort und — volkswirthschaftliche Verhältnisse bemessen sein will. Verzichten wir indessen darauf, uns auf der Höhe jener neuen und originalen Abstraction und des zugehörigen abstracten Werthes zu halten. Diese Höhe ist so schwindelnd, und die volkswirthschaftliche Luft auf ihr so dünn, dass ein längeres Verweilen nur für sehr ätherische Naturen denkbar ist.

Ein Gegenstand kann ein Bedürfniss mehr oder minder befriedigen; hierin besteht seine bedürfnissbefriedigende Kraft. Sie ist nichts als die Summe seiner Wirkungen und in diesem Sinne kann man ohne jede Zweideutigkeit sagen, dass ein Pfund von diesem oder jenem Nährstoff mehr Nährkraft repräsentire, als ein Pfund von einem andern Nahrungsmittel. Hier haben wir ein exactes Maass des Nutzens oder, um den irreführenden Ausdruck daneben zu stellen, des Gebrauchswerths. Wir wissen, was in diesem Zusammenhang ein doppelter, dreifacher, vierfacher u. s. w. Nutzen oder Gebrauchswerth zu bedeuten habe. Innerhalb des Rahmens desselben gleichartigen Bedürfnisses (Ernährung) wird die Quantität bestimmt, in welcher die Gewichtseinheit des einen oder andern Gegenstandes Nährkraft besitzt. Machen wir die Nährkraft irgend eines Nahrungsmittels zur Einheit, so erhalten wir specifische Nährkräfte, ausgedrückt durch unbenannte Zahlen, und dieser ganze Vergleichungsprocess ist der Bildung der physikalischen Vorstellung von dem specifischen Gewicht analog. Wenn wir also die Sprachreinigungssympathien des „grossen Lehrers" unberücksichtigt lassen, so erhalten wir an Stelle des Gattungsgebrauchswerths einen specifischen Nutzen oder specifischen Gebrauchswerth. Die unerlässliche Voraussetzung ist hiebei, dass die verglichenen Species

aus einem gemeinsamen Gesichtspunkte dienstbar sind. Die beiden erwähnten Holzarten werden als Brennstoffe nach ihrer Heizkraft verglichen, und aus diesem einheitlichen Gesichtspunkt oder, mit andern Worten, vom Standpunkt ein und desselben gleichartigen Bedürfnisses, ist der Begriff des specifischen Nutzens überhaupt erst klar und deutlich denkbar. Andernfalls bleibt er ganz sinnleer.

Wo ist nun wohl die gemeinsame Function und der einheitliche Gesichtspunkt, aus welchem man die Brauchbarkeit von Gold und Eisen quantitativ mit einander vergleichen könnte? Herr Roscher construirt sich, wie es scheint, ein Metallbedürfniss von allgemeinem Charakter, eine echt scholastische Schöpfung. Ein und dasselbe Metallbedürfniss ist der Ausgangspunkt. Gold und Eisen theilen sich nun offenbar in die Aufgabe, dieses fingirte einheitliche Bedürfniss zu decken. — Doch ich besorge, dass ich das Raisonnement des Herrn Roscher zu hoch taxire, und ihm Unterscheidungen unterlege, an die er in seiner verschwommenen Art der Begriffsfassung gar nicht ernstlich gedacht haben kann. Sonst würde er jedenfalls haben einsehen müssen, dass man, um von einer Grösse des Gebrauchswerths in Hinsicht auf zwei Metalle reden zu können, doch offenbar von gemeinsamen Wirkungen derselben ausgehen muss. Der eine Gegenstand muss den andern vertreten können; sonst ist die Bestimmung des specifischen Nutzens gänzlich ohne Boden.

So viel vorläufig über die Begriffsfassung. Nun aber möchte ich, ehe ich versuche, Ihnen die mannichfaltigen Seiten des Raisonnements jener Probestelle bloszulegen, Ihrer Gesellschaft eine kleine Aufgabe zur Lösung vorschlagen. Ich weiss nämlich nach einem vorläufigen Voranschlag, dass jene halbe Seite, die wir aus Herrn Roschers Buch nothgedrungen ausschreiben mussten, mindestens ein halbes Dutzend grobe Verstösse enthält, die zum Theil noch als wissenschaftlich gelten können, zum grössern Theil aber aus diesem Gesichtspunkt gar nicht mehr charakterisirbar sind. Die letztere Art ist von mir noch gar nicht berührt, und ich bin gespannt, ob die nächste Sendung Glossen diese Punkte speciell berücksichtigt haben wird. Es gehört nämlich einige Ueberwindung der herkömmlichen kritischen Voraussetzungen eines durchschnittlichen Lesers dazu, um überhaupt nur erst zur

Annahme der Möglichkeit solcher Kühnheiten zu gelangen, wie sie bei Herrn Roscher wirklich vorliegen. Man ist noch immer geneigt, im bessern Sinn zu interpretiren, bis man endlich dahinter kommt, was der fragliche Autor wirklich möglich gemacht habe. Machen Sie also einmal die Probe, was der gesunde Verstand und unbefangene Sinn zu bemerken im Stande sei, und deuten Sie nichts weiter an, als das Vorhandensein überraschender Schlüsse der logisch harmlosesten Art, die von Jedermann um so eher bemerkt werden, je weniger er in der Voraussetzung nationalökonomischer Einsichten bei jenem nationalökonomischen Autor befangen ist.

Neunter Brief.

Der Zwischenfall ist ganz in der Ordnung und die darauf verwendete Zeit nicht verloren. Die Sache musste einmal zur Sprache kommen, zumal das Interesse der Jugend an derartigen Umständen und Eigenheiten mit Recht nachhaltiger haftet, als dies in späteren Jahren der Fall zu sein pflegt. Die in Frage gekommene Würzburger Facultät mit ihrer Schularbeit, oder, um officieller zu reden, mit der Doctordissertation des kaum mit seinen Semestern fertigen Studiosus und Sohn des dortigen Professor Held, — die Würzburger Facultät mit diesem von ihr ohne den Schutz der lateinischen Sprache protegirten Uebungsstückchen hätte wirklich etwas mehr Censur versuchen und sich weniger durch den unterwürfigen Ton der jetzt als Vorrede vor dem Publikum ausgestellten Zuschrift ihres Doctoraspiranten einnehmen lassen sollen. Der Beifall einer hohen Facultät als einziges und höchstes Ziel, — das ist in der That ein verführerisches Musterstück von tiefster Ergebenheit, an welchem sich alle wohlgezogenen Doctoraspiranten und Universitätscandidaten überhaupt ein Exempel nehmen könnten. Indessen hat doch Ihr guter kleiner Commis ganz schöne Apercüs gemacht und viel Sinn für Tact bewiesen. Er würde freilich durchfallen, wenn er sich bei der Würzburger Facultät nach dem Vorgang des Herrn Held einmal zu melden die Ehre hätte, wenn er auch in tiefster Devotion etwa folgendes vorbrächte: Ich bin zwar die nöthigen Semester auf Universitäten gewesen, übrigens jedoch Commis und gelegentlich Commis Voyageur, demzufolge daran gewöhnt, Alles

wie auf Reisen abzumachen; meine Reisen in die gelehrten Provinzen früherer Jahrhunderte sind eben nur Geschäftsreisen und ich lege nur insoweit Werth darauf, als es einer hohen Facultät gefallen mag, dieselben zu verwerthen und durch mich verwerthen zu lassen. Ich weiss, dass das Geschäft es einmal so mit sich bringt, und darum bitte ich um Sanction meines mir nun eigenthümlichen und nach den currenten Reise- und Geschäftshandbüchern erworbenen gelehrten Anstrichs. Ich bin immer bescheiden gewesen und habe mich stets an dem untersten Fusspunkt des Gestelles gehalten, auf dem hier zu Lande die Wissenschaft ruht. Dagegen habe ich mir erlaubt, diese meine Bescheidenheit und tiefe Ergebenheit sofort abzulegen, sobald es Grössen galt, die ich auf meinen letzten Reisen kennen lernte. Es sind dies Leute, die man in der übrigen Welt vielfältig, wie ich wahrzunehmen Gelegenheit hatte, für genial ansieht, und für die man eine ganz besondere Ehre und Rangstufe in Anspruch nimmt. Indessen da dies Geniale und diese übrige Welt mit einer hohen Facultät keinen collegialischen Zusammenhang hat, so glaubte ich mich auch überhoben, in dieser Richtung meine angeerbte und anerzogene Bescheidenheit conserviren zu müssen. Ich habe im Gegentheil bei dem tiefsten Bewusstsein meiner einer hohen Facultät gegenüber schrankenlosen Unzulänglichkeit dennoch geglaubt, dass ein Gran dieser meiner Unzulänglichkeit dennoch zulangen könnte, gelegentlich einen ganzen Centner jenes von einer hohen Facultät ungnädig angesehenen Genies aufzuwiegen. Ich habe denn auch im Bewusstsein meiner Nichtigkeit nicht Anstand genommen, bedeutenden Geistern, deren Schriften ich eigentlich nicht gelesen, von denen ich aber einige Proben der neusten Façon habe kommen lassen, unter die Nase zu fahren, und ich bin überzeugt, dass ich mir hiemit Angesichts der bedenklichen Zeitumstände und der herausfordernden Haltung, welche diese unzünftig gezeugten Eindringliche und Spielverderber annehmen, grade die besten Verdienste und die gerechtesten Ansprüche auf Approbirung erworben habe. Doch es walte die Gnade und nichts als die Gnade einer hohen Facultät, zu deren Füssen ich verschwinde und nur auf Geheiss zum Vorschein komme, um zu ihrer Ehre mein Stimmchen gegen Alles zu erheben, was den Thurm von Würzburg überragt.

So weit unser Societätsmitglied in der Rolle eines gehorsamsten Organs, zu deutsch Werkzeugs, oder vielmehr in dem Versuch, diese Rolle nachzuspielen. Der Versuch, behaupte ich noch einmal, würde dennoch misslingen. Es fehlt an einem gewissen Etwas, was durch Nichts künstlich ersetzt werden kann, nämlich an jener aufrichtigen Eingeschränktheit des Horizontes, die sich Niemand geben kann, und die nur der Autochthone in vollem Maass besitzt. — Doch ich vergesse über den Charakter der ganzen Erscheinung den speciellen Zug, der Sie neulich amüsirt hat. Die Würzburger Facultät lässt durch ihr Organ dem Amerikanischen Nationalökonomen gelegentlich auch den Vorwurf machen, dass er durch Bibelstellen beweise. Nun wäre es in der That zu wünschen gewesen, dass besagte Facultät sich über diesen Punkt in ihrer eignen Verwandtschaft umgesehen und erst versichert hätte, ob diese ihre etwas voreilige und nicht ganz in Ordnung befindliche Ausstellung nicht leicht die Veranlassung zu einer Untersuchung in der eignen Nachbarschaft geben und einen kleinen Scandal provociren könnte. Der Respect vor dem Liberalismus vulgaris von Vater und Sohn dürfte doch nicht gross genug sein, um zu dessen Gunsten eine partie honteuse unaufgedeckt zu lassen, die an einer nicht selten als Typus und Stütze der deutschen Universitätsökonomie venerirten „Autorität“ ziemlich leicht zu entdecken ist. Der Vergleich von zwei Persönlichkeiten, deren Namenzusammenstellung mir allerdings aus ästhetischen Gründen, nämlich der grossen Kluft wegen, widerwärtig ist, — die Vergleichung von Carey's und von Herrn Roscher's Verhalten in der fraglichen delicaten Angelegenheit möchte zur Aufklärung des Publikums Erhebliches beitragen und die ärmlichen Wendungen blossstellen, mit denen einige in ihrem platten Liberalismus zur Würdigung fremder Anschauungsweisen unfähig gewordene Krittler die Capacität des Amerikaners herabzuwürdigen glauben.

Was ist zunächst bei Carey der sogenannte Beweis aus Bibelstellen? Vielleicht die leitende Voraussetzung, dass die wissenschaftlichen Principien des interhumanen Verhaltens auf denselben Weg verweisen und in dieselbe Richtung einzulenken nöthigen, die in dem moralischen Fundamentalgebot der christlichen Ueberlieferung, näm-

lich in dem imperativischen Satze enthalten ist, sich auf den Standpunkt des Andern zu versetzen und Niemandem das zuzufügen, was man selbst als ungerechte Verletzung empfinden würde? Diese Voraussetzung kehrt allerdings mit grosser Ueberzeugungskraft und gleichsam als eine Angelegenheit der Gemüthsauffassung der Dinge mehrfach wieder, wird jedoch nie und nirgend an die Stelle eines Beweises oder überhaupt einer Nachweisung gesetzt. Es fällt dem Verfasser der Socialwissenschaft gar nicht ein, diese leitende Voraussetzung an die Stelle der Erforschung der Thatsachen treten und mit ihr etwa Lücken ausfüllen oder auch nur verdecken zu wollen. Es ist eine Voraussetzung, die grade erst durch ihre thatsächliche Bestätigung Werth erhält, und übrigens ist sie so stichhaltig, dass selbst die strengste und radicalste philosophische Moral zu keinem andern Ausgangspunkt gelangt. Die Vornehmheit ist grade an dieser Stelle der moralischen Tradition eine schlimme Klippe und die gelehrte Verkünstelung ein schlechter Ersatz für die Einfachheit eines Princips, welches in einer sehr nüchternen und kalten Weise mit Ausschluss jeder fälschenden Gemüthsregung und sogar vom Standpunkt des entschiedensten moralischen Radicalismus ungezwungen entwickelt werden kann. Setzen Sie z. B. voraus, die Moraltheorie und Moralpraxis wäre jeder sittlichen Gebundenheit entledigt; die Macchiavellische Schärfe wäre auch auf das Gebiet der Privatmoral übertragen und die ganze Schultradition der Privatmoralisten des gemeinen Schlages im Denken und Handeln zum Spott geworden, so dürfte auf dieser tabula rasa doch zuerst jenes simple Princip verzeichnet werden müssen, sobald es überhaupt zum Verzeichnen käme und das moralische Chaos neue Gestaltungskeime hervortriebe. — Die Frivolität ist also in dieser Richtung sehr schlecht angebracht, und die Würzburger Facultät hätte sich besinnen und erst untersuchen sollen, worauf sie ihren Stempel mit Ostentation drücken wollte.

Possierlicherweise hat es gegen Carey auch an den entgegengesetzten Bemängelungen nicht gefehlt. Die Amerikan Review entsetzte sich neuerdings gar sehr darob, dass in Carey's Auffassungsart der ökonomischen und socialen Dinge allzu grosser wissenschaftlicher Determinismus herrsche und die bekannte Art von metaphysischer Frei-

heitsvorstellung gefährde. Wir verstehen uns, denke ich, über diese Art von Freiheitsrettung, die in dem besagten Aufsatz aus der Mill-schen Logik inspirirt war. Allein Sie sehen, wie bunt die Kritteleien bald dahin bald dorthin ausschlagen und einander gründlichst widersprechen. Ein Schulmeister-Redakteur vermisste einmal in Carey's System das Ethische, oder um den Mik-Ausdruck mit dem allen civilisirten Völkern gemeinsamen zu vertauschen, das Moralische. Es war Einer unter der Autorität der Mik-Oekonomie, und ihm war Carey jedenfalls zu gottlos. Andere haben nun in Carey's Schriften zu viel vom Schöpfer anzutreffen vermeint und haben den Amerikaner von dieser Seite bei dem Publikum in Misscredit zu bringen versucht. Für uns ist nun freilich die ganze Angelegenheit von keiner so grossen Wichtigkeit. Wir können es getrost dem Mangel an Weltkenntniss und Philosophie überlassen, an derartigen Zügen Anstoss zu nehmen. Wir wissen, dass die ganze ausländische Oekonomie in ihren namhaftesten Vertretern die erwähnte Vorstellungsart cultivirt. Wir wissen dies z. B. von Bastiat, von Macleod, welcher letztere z. B. den Freihandel und die Gewerbefreiheit, also den ganzen free trade im weitesten Sinne des Worts auf eine ursprünglichste Concession eines Autors aller Dinge zurückführt. Wir wissen ferner, dass es mit dem Liberalismus des mittleren Menschen, wie er z. B. in Mill zum Ausdruck gelangt, in diesem Punkte auch nicht so ganz deutliche Bewandtniss hat, und so können wir uns denn wohl immerhin gefallen lassen, wenn ein ehrlicher Amerikaner aus Ueberzeugung so spricht, wie es in seinem Volke und in seiner Umgebung und sogar in öffentlichen Documenten der ersten Staatsmänner Sitte ist. Der Amerikanische Finanzminister Mac Culloch spricht sogar in Berichten an den Congress von den Zwecken, zu denen der Schöpfer das edle Metall gemacht habe. Niemand nimmt daran Anstoss; jeder findet es vielmehr in der Ordnung; ja er bemerkt es gar nicht als etwas Besonderes. Das ist Amerikanische Luft in Beziehung auf religiös gefärbte Auffassung, und wenn Carey in dieser Beziehung sich in diesem Element auszeichnet, so geschieht es durch den Naturalismus seiner Betrachtung. Der letztere mässigt die Wendungen der populären Vorstellungsweise bis zu dem Punkte, wo die ehrliche und aufrichtige Ueberzeugung

des Autors beginnt und ein naiver Ausdruck derselben möglich wird. Dieser naive Ausdruck macht nun aber doch wahrlich nicht einen störenden Eindruck. Ich rechte mit Niemand über den Geschmack an solchen Dingen; aber ich behaupte (und Sie werden es nicht missverstehen) dass wir entweder nichts Originales und Individuelles, nichts durch und durch Bestimmtes, nichts Anschauliches, nichts, was den ganzen Menschen und seine Züge in Stil, Darstellung und Inhalt producirt, jemals mehr fordern und erwarten können, wenn wir uns nicht die ganze Positivität der nationalen und philosophisch oder sonst ausgeprägten Physionomie des schöpferischen Genius gefallen lassen wollen. Das ist ja eben das Kennzeichen grosser Leistungen, dass sie stets eine ganz bestimmte, in allen Richtungen sprechende Physionomie haben, während das Kleine und Subalterne ganz wohl der blosse Abklatsch nach einer Schablone und ein abstractes Excerpt des gemein Menschlichen sein kann.

Doch wozu halte ich mich noch lange mit einer besonderen Rechtfertigung Carey's oder vielmehr mit der Zurechtweisung einer an Bildungsmangel leidenden und auf ihren dürftigen Religionsliberalismus eitlen Krittelei auf! Das Mittel ist näher zur Hand. Eine simple Vergleichung des Naturwüchsigen und Echten mit dem Unnatürlichen eines hohlen Scheins kann selbst die stumpfeste Empfindung zu einiger Besinnung bringen.

Verweisen Sie diejenigen, die bisher nicht zu unterscheiden verstanden haben, nur getrost auf die folgenden Stellen aus Herrn Roscher's Schriften, und fragen Sie dann, ob Leute aus diesem oder einem verwandten Kreise, die bei diesen Stellen nichts zu erinnern gefunden haben und ihre „Autorität" ruhig fortcultiviren, noch Anspruch darauf machen können, über Carey ihre aufgeklärten Nasen zu rümpfen. Ich denke, diese Leutchen werden fein stillschweigen und froh sein, wenn man das Wörtchen Saalbaderei ausser dem Spiele lässt und auf eine feinere Analyse seines Begriffs verzichtet.

Herr Roscher hat als Göttinger Privatdocent 1842, also als junger Mann, einen Band über Leben, Werk und Zeitalter des Thucydides herausgegeben, in welchem es S. 258 heisst: „Seit der Er-

scheinung unseres Herrn auf Erden haben wir an Seinem Leben einen objectiven Maassstab des Guten und Bösen für Seine Kirche erlangt. Aber dieser Maassstab reicht nicht überall hin, wie sehr auch parteiische Verblendung dies behaupten möchte. Man versuche es einmal, aus dem Leben und Lehren unseres Herrn die Streitfrage der Guelfen und Ghibellinen der Conservativen und Liberalen zu entscheiden! Mit gleichem Rechte haben es die Päpste und die Franziskaner Ludwigs von Baiern, Herrn von Bonalds Anhänger und Lamenais gethan. Wer auch begriffen hat, dass in solchen Dingen die menschliche Absicht wenig, die göttliche Leitung Alles thut, der wird sich wohl in Acht nehmen, den moralischen Maassstab an Dinge zu legen, die ihm völlig disparat sind. Wer seinem Gewissen folgt, der handelt recht; wer ihm nicht folgt, unrecht."

Herr Roscher spricht von dem Verhältniss der unparteiischen Geschichtsauffassung des Thucydides zu den Lehren der Sophisten und namentlich zu der Idee, dass alles Recht auf der Stärke beruhe. Haben Sie nun wohl jemals eine gleiche Verwaschenheit der Gedanken und eine ähnliche Einwicklung derselben in religiöse Umhüllungen und Verhüllungen bei Jemand angetroffen, der in irgend einer soliden Wissenschaft (ich nehme natürlich gewisse Spielarten der Philosophie aus) Anspruch auf besondere Auszeichnung macht? Indessen, wenn sich auch unter Umständen ähnliche Mischungen noch jetz fänden, so würde doch schwerlich etwas aufzutreiben sein, was im moralischen Nihilismus d. h. in dem durch die Religion maskirten Bekenntniss der moralischen und rechtlichen Urtheilslosigkeit dem Inhalt jener Stelle gleich käme. Wir haben an ihr in der That ein Pröbchen jener sogenannten Geschichtlichkeit, die ich schon früher unter der Benennung Pseudohistorismus in ihre charakteristischen Bestandtheile zerlegt habe. Die Schlaffheit eines gegen die Tragweite des Verstandes gerichteten Skepticismus, verbunden mit der Verworrenheit eines nicht ernstlichen und daher sehr trockenen Geschichtsmysticismus, der aber doch noch hinreichende Eitelkeit besitzt, um hin und wieder an einer Vorsehung herumzudeuteln und ihr seine Pfiffigkeit und seine edlen Affectionen unterzuschieben, — das ist die Bescheerung, die unter dem Namen historische Methode oder auch historisch physiologische Methode unsern

deutschen Universitäten aufgebaut worden ist und die daher auch wohl so auferbaulich gewirkt haben mag. Jedenfalls genügte sie, so etwas wie eine Universitätsautorität aufzurichten, und das wäre ein sehr schlimmes Zeichen, wenn die Controle von Seiten der strengeren und ernsteren Wissenschaften in Anschlag gebracht werden könnte. Doch vergessen wir es nicht; wir hatten es ja eben mit einer Stelle aus einem halb philologischen Opus zu thun. Bedenken wir ausserdem, dass, je länger je mehr, die Rubrik Geschichte zu einem Zufluchtsort für Notizensammler wird, und dass sich vor unsern Augen eine Spaltung der ernsteren Geschichtlichkeit einerseits und der billigen Geschichtscultur und geschichtlichen Ausstaffirung von allerlei Stoffen entwickelt, bei denen die sogenannte Geschichte nur ein Lückenbüsser für die mangelnde Gegenwart des Wissens und Denkens ist.

Da ich einmal von dem religiösen Schillern auf den moralischen Nihilismus und die Gewissensinstanz gekommen bin, so kann ich nicht unterlassen, die folgende Stelle aus Herrn Roschers Handbuch (Ausgabe von 1866 S. 494) anzuführen, in welcher die selbstgenugsame Behaglichkeit der Malthusschen Moralpredigt und der billigen privatmoralistischen Rathschläge zu Tage kommt und durch den Verfasser noch mit einer seelsorgerischen Perspective bereichert wird. Ich weiss zwar nicht, ob Herr Roscher schon daran gedacht hat, auch für die Vermeidung eines Malthusschen Gedränges der Monaden theoretische Vorkehrung zu treffen; indessen — sehen Sie selbst zu; die Stelle ist ganz geeignet, wunderliche Gedanken über die Tragweite der Malthusschen Lehre anzuregen. Sie lautet:

„Wer keine Kinder glaubt ernähren zu können, der unterlässt ihre Zeugung. Gewiss eine der natürlichsten Pflichten; ja, wir dürfen sagen, wer ein Kind erzeugt, von dem er weiss, dass er es nicht ernähren kann, der versündigt sich schwer an der bürgerlichen Gesellschaft, und mehr noch an seinem armen Kinde selbst. Wie sonderbar: ein Kind zu erzeugen, mit so zahllosen Bedürfnissen, mit einer unsterblichen Seele, das ist gewiss die folgenschwerste Handlung, die ein gewöhnlicher Mensch in seinem Leben verrichten kann; und doch wird sie von den Meisten so ganz leichtsinnig verrichtet!“

Ich weiss nicht, ob es nicht noch folgenschwerere Handlungen giebt, die ein „gewöhnlicher Mensch“ verrichten kann. Die Beispiele liegen uns nahe. Sie werden auch vielleicht ausrufen: „Wie sonderbar!“ Allein ich könnte Ihnen noch ganze Register von entsprechenden Stellen aus Herrn Roscher's Handbuch anführen, in denen sogar regelrechte Citate aus den Grundurkunden der Religion nicht fehlen und dennoch wollen Leute, die das bischen Schein von Gelehrsamkeit aus der hier fraglichen Quelle und noch dazu auf einem Umwege durch Kathedereintröpfelung (ich hätte auch können sagen Einträufelung, aber das Tröpfeln ist zu bezeichnend) erworben haben, an denen herumkritteln, die wie Carey, wirklich noch eine Ueberzeugung kundgeben können, weil sie — eine haben. — Gestatten Sie jedoch noch das folgende Excerpt a. a. O. S. 18 heisst es: „Wie sehr immer bei den meisten Menschen das göttliche Ebenbild getrübt worden, so ist doch bei keinem die Sehnsucht nach demselben spurlos verschwunden . . . .“

„Auf diesem Gemeinsinne beruhet stufenweise das Familien-, Gemeinde-, Volks- und Menschheitsleben, (welches letzte mit dem Leben der Kirche zusammentreffen sollte).“ Die beiden charakteristischen Phrasen, deren sich Herr Roscher hier bedient, stehen in einem Zusammenhang, in welchem es sich um die Verklärung des Eigennutzes, namentlich aber um eine Verwischung und Beschönigung desselben handelt. Sollte Sie der materielle Inhalt dieses harmonistischen Standpunkts, auf welchem der Egoismus in Religiosität aufgeht und so seine Weihe empfängt, etwa aus philosophischen Gründen interessiren, so sehen Sie selbst näher zu. Mein Zweck ist hier nur die Blossstellung der Phraseologie und der Reflexe, welche dieselbe auf die Anschauungsweise des Autors solcher Wendungen wirft.

Es ist bei uns in Deutschland aus äusserlichen Gründen dahin gekommen, dass man unter historischer Richtung häufig die scientifischen Manieren des Herrn Roscher meint und den wahren Vertreter der echten Geschichtlichkeit, nämlich Friedrich List und sein „Nationales System,“ ganz vergisst. Was, glauben Sie, wird man dazu sagen, wenn später die Nationalökonomie eine festere Form und mit ihr für

die Kritik Maass und Gewicht errungen haben wird? Alsdann wird man, dies ist meine Ueberzeugung, ganz nüchtern bemerken, dass zu einer Zeit, da die Nationalökonomie noch im Stadium der Alchymie war, und die Majorität von Autoritäten den Ausschlag gab, allerdings die Verwechselung eines Zwitters von compilatorischem Handbuch und eigner Manierbethätigung mit der grossartigsten Erscheinung des Jahrhunderts sehr erklärlich war. Wie viele giebt es nicht noch heute, die ganz ehrsam Herrn Roscher's Definitionen citiren und sogar anführen, als sei darin eine besondere Weissheit verborgen! — Hiebei fällt mir ein, dass wir die werthvolle Stelle vom Werth, die ich in meinem letzten Brief in aller Breite hinsetzte, noch nicht erledigt haben. Für Herrn Roscher ist nämlich der Werth die Bedeutung, die etwas für das „Zweckbewusstsein" des Menschen hat. Diese verschwommene sogenannte Begriffsbestimmung, die in der That gar keine ist, definirt, wenn überhaupt etwas, so doch nur das Vage und Unklare in dem Denkversuch ihres Eigenthümers. Mit dieser Bemerkung wäre allerdings wenig gewonnen; denn jeder beliebige Hans von der Gasse könnte unter dem Schutz der „Autorität" ja frech behaupten, dass er das Ding allerliebst finde und gar nichts Besseres bedürfe. Glücklicherweise hat jedoch Herr Roscher in der angeführten Stelle vom Werth, einer Stelle, die als Ideal grober Verstösse classisch zu werden verdiente, selbst die Kraft und Tragweite seiner Idee vom Werthe in Zahlenbeispielen verwerthet, und man kann nun auch in dem Ergebniss den ursprünglichen Charakter der maassgebenden Vorstellung wiedererkennen und nachweisen.

Es steht von vornherein fest, dass, wer keinen andern Begriff vom wirthschaftlichen Werth hat, als denjenigen, der in dem Worte Bedeutung verschwimmt und sich nur ganz ungenügend durch die Hinweisung auf ein Zweckbewusstsein specificirt, — offenbar zu den wunderlichsten Ausgeburten gelangen muss, wenn er am Leitfaden dieser vagen Vorstellung zu raisonniren verleitet wird. Der letztere Umstand ist für uns allerdings sehr günstig; denn so lange Einer nicht den festen Boden bestimmter Vorstellungen und erläuternder Beispiele betritt, ist ihm schwer beizukommen, zumal vor einem Publikum, welches die Mühe der Abstraction scheut oder unter der

Wucht der Autorität nur die Blossstellung der gröbsten und handgreiflichsten Irrthümer gelten lässt. Nun hat uns Herr Roscher in dieser Beziehung den Weg in anerkennenswerther Weise gebahnt. Seine Theorie, die er an dem Beispiel von Gold und Eisen erläutert und bewährt, lässt in jener Beziehung kaum etwas zu wünschen übrig.

Zuerst wird (vergleichen Sie die Stelle im vorigen Brief) die Voraussetzung gemacht, dass ein Volk 10 Centner Gold und 2½ Millionen Centner Eisen brauche. Daran knüpft sich die Bemerkung, der Centner Gold befriedige mithin ein Zehntel des ganzen Goldbedürfnisses und der Centner Eisen nur den zweieinhalbmillionten Theil des ganzen Eisenbedürfnisses. Ferner wird vorausgesetzt, der Gattungswerth des Eisens sei zehnmal so gross als der des Goldes. Dies soll heissen (denn wer in der Welt kennt dieses neue Stückchen scholastischer Terminologie!) das Eisen als Eisen sei in dem Vergleich mit dem Gold als Gold etwa in der Art zehnfach nützlich, wie es in einem gewissen Maas die Buche gegenüber der Kiefer sei. Ich habe neulich schon nachgewiesen, wie dieser Gedanke dennoch unklar bleibt; aber nehmen wir daran keinen Anstoss und besehen wir uns das Ergebniss, welches nun erschlossen wird. Der Gebrauchswerth des Goldes ist 25000 mal so gross als der des Eisens. Wohl zu merken ist hiebei, dass jetzt der „concrete“ Gebrauchswerth im Gegensatz des abstracten oder Gattungsgebrauchswerths gemeint ist. Dieser concrete d. h. nach allen Umständen des besondern Falles bestimmte Gebrauchswerth soll mit dem Tauschwerth zusammentreffen. Dieser Nachweis ist ja das Ziel des ganzen Raisonnements.

Die Zahl 25000 giebt uns erst einen Fingerzeig, welche Operationen Herr Roscher ausgeführt hat. Er hat die 2500000 zuerst durch zehn und dann aus einem zweiten Grunde noch einmal durch zehn dividirt. Sie sehen, wie schwer es ist, in die Geheimnisse dieses Vorstellungsganges einzudringen. Dies kommt davon, dass er so schrankenlos willkürlich ist und mit den Grundsätzen der gemeinen Nationalökonomie, ich meine des ganz unbestrittnen Theils derselben, zerfallen ist. Wir müssen jedoch diese Tiefen ergründen, und ich glaube, dass die eine der mir zugegangenen Glossen im Rechte ist.

Dieselbe enthält kurz zusammengefasst, etwa folgendes: Es ist zwar zunächst kaum die Annahme zuzulassen, dass Jemand vom Fach der Nationalökonomie Schlüsse machen sollte, die nicht einmal mehr als nationalökonomische Irrthümer charakterisirbar sind, da sie gänzlich ausserhalb des Rahmens volkswirthschaftlicher Denkweise liegen. Indessen bleibt kein anderer Ausweg. Herr Roscher hat wirklich geschlossen, dass sich die Werthe von Gold und Eisen umgekehrt verhalten wie die Gewichtsmengen, die den Gesammtverbrauch ausdrücken, also wie 250000 : 1. Sie verhalten sich nämlich (dies ist das Mittelglied des Gedankens) nach der „Bedeutung," die sie für die Befriedigung der bezüglichen Bedürfnisse haben. Diese Bedeutung ist im Fall des Centner Goldes ein Zehntel des Gesammtbedürfnisses, im Fall des Centner Eisen $1/_{2500000}$ des gesammten Eisenbedürfnisses. Beides sind Bedürfnisse; sie werden willkürlich gleichgesetzt, und es wird nun in folgender Weise weiter geschlossen. Was ein Zehntel eines Bedürfnisses befriedigt, ist im Verhältniss zu dem, was $1/_{2500000}$ eines Bedürfnisses befriedigt, offenbar von einer 250000fachen „Bedeutung." Die Verwechselung der beiden Bedürfnisse, ohne welche die rechnende Vergleichung gar nicht statthaben könnte, ist eine jener kleinen logischen Freiheiten, die ganz besonders zu beachten ist. Ohne sie wäre das nunmehrige Zwischenresultat nicht erzielt worden. Dieses, obwohl nicht ausgesprochen, kann kein anderes sein, als die Vorstellung, abgesehen von dem noch zu erwägenden Gattungswerth habe das Gold eine 250000mal grössere Gebrauchsbedeutung (Gebrauchswerth) als das Eisen.

In der entgegengesetzten Richtung und im umgekehrten Verhältniss kommt nun aber noch der „Gattungsgebrauchswerth," dieses Kind des Rauschen Handbuchgenie's, in Anschlag. Vorher war Gold, insofern es das Bedürfniss viel intensiver befriedigte, 250000mal gebrauchswerthvoller (entschuldigen Sie das der ungeheuerlichen Sache angemessene ungeheuerliche Wort); jetzt ist umgekehrt Eisen zehnmal gebrauchswerthvoller als Gold. Dieser neue Gesichtspunkt verlangt also eine neue Division durch zehn, und dann ist das grosse Resultat fertig, welches selbstverständlich mit der Erfahrung, wenigstens der speciellen, die Herr Roscher im Auge hat, übereinstimmt. Alles war schönstens

arrangirt, und um die Probe zu machen, welche logische Kraft diesem Muster von methodischem Denken innewohnt, lassen Sie die jungen Leute Ihrer fröhlichen Gesellschaft nur einige Variationen zu diesem classischen Thema ausführen. Lassen Sie an die Stelle von Gold und Eisen einmal Erbsen und Kartoffeln setzen. Es wird eine gute Schulübung abgeben, und die Herrlichkeit wird vollends zu Tage kommen.

Zehnter Brief.

Ich wusste sehr wohl, das die von mir vorgeschlagene Variation nicht so ganz der Würde des Themas entsprach. Für Erbsen und Kartoffeln ist das gemeine Nahrungsbedürfniss noch immer ein gemeinsames Maass des Nutzens d. h. der Nährwirkung, und insofern kann man den sogenannten Gebrauchswerth jener beiden Artikel doch noch aus einem einheitlichen Gesichtspunkt betrachten, was bei Gold und Eisen nicht der Fall ist. Lassen Sie aber einmal, um das Thema in seinem vollständigen Glanz zu variiren und Herrn Roschers Logik in keinem Punkte unter den Scheffel zu stellen, an die Stelle des Goldes das Quecksilber treten, und das Raisonnement alsdann mit den erforderlichen Veränderungen nachphantasiren. Die schönen Sächelchen, die sich dann ergeben, werden die letzte Instruction sein, die überhaupt jemals nöthig werden dürfte. Wer dann nicht versteht, dem ist nicht zu helfen. — Gern hätte ich diese Variationen, sowohl die erste als die zweite (denn beide sind sehr lehrreich) in aller Umständlichkeit durchgeführt und Ihnen zum Gebrauch für die Polemik zur Verfügung gestellt. Sie hätten Ihrem Französischen Freunde dann wohl auch eine Copie zugehen lassen; denn auch in Paris werden dergleichen Aufklärungen jetzt nöthig. Allein meine Zeit und noch mehr mein Raum ist sehr beschränkt, und ich nehme mit Bedauern wahr, dass ich so viel herrliches Papier zur blossen Correctur von Verstössen habe verbrauchen müssen. Entschuldigen Sie mich jedoch, es waren ein halbes Dutzend, alle eingewickelt in eine Stelle, und zu

meiner Salvation zähle ich sie Ihnen noch besonders her. Herr Roscher hat 1) aus den Verbrauchsmengen auf ein umgekehrtes Verhältniss des Gebrauchswerths geschlossen, demzufolge z. B. ein Pfund Reis in Europa einen gewaltig höhern Gebrauchswerth haben müsste, als ein Pfund Waizenmehl; 2) die beiden Gesammtbedürfnisse der verglichenen Artikel als einerlei und verwechselbar angesehen; 3) noch in entgegengesetzter Richtung einen sogenannten Gattungswerth eingeführt; der im besondern Fall keinen Sinn hat, da es grade in diesem Fall an dem gemeinsamen Maass des Nutzens fehlt; 4) die vage Vorstellung einer „Bedeutung für das Zweckbewusstsein“ zweimal ganz willkürlich ausgelegt; 5) den Gesichtspunkt des Zwecks und des Gebrauchs mehrere Mal verändert, und dennoch gerechnet, ohne dazu berechtigt zu sein; 6) das ganze hypothetische Raisonnement so dargestellt, als wenn es durch die Erfahrung bestätigt würde, während es doch seiner Natur nach, als auf hypothetischen Voraussetzungen beruhend, selbst wenn es richtig wäre, durch den Hinweis auf die Erfahrung gar nicht bewahrheitet werden könnte.

Eine Nummer 7 könnte ich noch hinzufügen, und diese böse Nummer würde noch, ganz wie es in Lehrbüchern Sitte ist, nach a, b, c, d u. s. w. zu specificiren sein, wenn ich die Voraussetzungen des 18. Jahrhunderts verlassen und Herrn Roscher mit der Zumuthung entgegentreten wollte, auch von der modernen Werththeorie und deren Entwicklung bei Ricardo einerseits und auf einer ganz neuen Bahn durch Carey und seinen stillen Nachahmer Bastiat, sowie auch durch List und Macleod andererseits, etwas innerlich verstanden zu haben. Ich sage innerlich; denn mit Büchern der genannten Autoren ist Herr Roscher äusserlich, wie sein Handbuch zeigt, bekannt, und hat sich sogar auf diese äusserliche Bekanntschaft hin gestattet, dieselben gelegentlich abzukanzeln. Doch dies würde eine nicht mehr der Sache angemessene Kritik sein; es würde zu viel fordern heissen, wollte man dem grossen Anmerkungshistoriker etwa mit der Unterscheidung von Nutzen und Werth beschwerlich fallen. Das wäre zu subtil und zu rational für die pseudohistorischen Neigungen. Hätte der Vertreter der letzteren jenen fundamentalen Begriffsunterschied irgend einmal fassen können, so würde er wahrlich das ganze veraltete Rüstzeug des

Gegensatzes von Gebrauchswerth und Tauschwerth ausser dem Spiele gelassen haben. Wir wären alsdann nicht in den Fall gekommen, uns in diese altfränkische Werkstätte hineinbegeben und, um die Arbeit nicht ungerecht zu taxiren, mit den alten unvollkommnen Werkzeugen im Geiste mitoperiren zu müssen.

Eine sonderlich andere Position wird uns nun freilich auch ganz im Allgemeinen nicht zu Theil werden, wenn wir unsere Abrechnung fortsetzen und zusehen, was denn eigentlich an der immer in den Vordergrund gestellten Geschichtlichkeit des Herrn Roscher sei und worin die Differenz und etwa gar das Neue dieser Manier bestehe. Wenn Einer sagt, dass der geschichtliche Standpunkt durch Friedrich List in die Nationalökonomie eingeführt worden ist, so weiss ich, was er meint. Unser grosser deutscher Nationalökonom, für Europa der grösste des laufenden Jahrhunderts, hat allerdings gegenüber der Nationalökonomie des 18. Jahrhunderts in der Hauptsache dasselbe vollbracht, dessen sich die historische Juristenschule dem Naturrecht und den rechtsphilosophischen Allgemeinheiten sowie der Unpositivität eben jenes Jahrhunderts gegenüber zu rühmen pflegt. Ja er hat in seiner Art und in seinem Fach die geschichtliche Positivität noch viel weiter gefasst, indem er dieselbe vorzugsweise im Staatsleben zur Anerkennung zu bringen suchte, während die genannte Juristenschule doch wesentlich bei dem Privatrecht stehen geblieben ist. Dennoch ist die Gemeinsamkeit des beiderseitigen Vorgehens nicht zu verkennen. List schaltete zwischen den Privatmenschen und den gesellschaftlichen Kosmos das Mittelglied der Nation und des grossen Nationalstaats ein. Die Nation und das Nationale sind für ihn und hiemit für die Theorie der politischen Oekonomie wieder eine erhebliche Wesenheit geworden, deren stetige Geschichte und historische Erfahrung nicht blos für die Theorie, sondern auch für die Praxis der Gegenwart etwas zu bedeuten hat. List's Geschichtlichkeit ist eine echte; sie geht unbefangen von den Thatsachen aus. Sie hat die Kathedertheorie nicht schon vorher fertig, um etwa den Rubriken derselben, wie Herr Roscher thut, in einem den Anmerkungen gewidmeten sehr geräumigen Kellergeschoss philologisch historische Notizen unterzuschieben. List's Geschichtlichkeit ist jene im grossen Stile, die auch Urtheil zur Folge

hat und für die Gegenwart Früchte trägt; sie ist im eminenten Sinne politisch und staatsmännisch. Wer dagegen bei Herrn Roscher von Geschichtlichkeit redet, der kann nicht wohl etwas anderes meinen, als die trivialen Wiederholungen des bekannten Schema von den drei Culturstufen. Dies besagt im Grunde nichts weiter, als dass eine jede Volkswirthschaft einmal einen Anfang gehabt; dass sie es dann später einmal, wie der Dichter sagt, so herrlich weit gebracht, und dass zwischen diesen beiden Punkten, dem Fusspunkt und dem schönen Höhepunkt, noch etwas in der Mitte liegt, nämlich eine Art Mittelalter, welches jedes einzelne Volk durchgemacht hat. Unter Umständen ist auch noch eine vierte Stufe, nämlich das böse Ende der schönen Herrlichkeit hinzuzufügen, und in diesem Stadium, namentlich was Griechen- und Römerthum anbetrifft, ist Herr Roscher mit einem gewissen Wohlgefallen heimisch. Indessen hat es seine Geschichtlichkeit nicht im Sinne, der Völkercorruption und dem Völkertode fest in das Auge zu blicken. Der Pseudohistorismus wagt nie ein Urtheil; er bekennt sich grundsätzlich zur bekannten skeptischen Zurückhaltung; das Dogma der Völkersterblichkeit ist daher für ihn gar nicht in Sicht. Er ist zwar so ziemlich gleichgültig gegen das Schicksal der eignen Nation; aber eine deutliche Auslassung ist ihm überall nicht bequem. Er scheint allerdings (erinnern Sie Sich der im vorigen Brief angeführten Stellen) die Corruptionsatmosphäre des Thucydideischen Zeitalters auch in der Gegenwart und so zu sagen in der eignen nationalen Behausung oder, wenn man will, in dem gegenwärtigen Weltzustande wiederzufinden; wenigstens misst er Alles mit jenem Maasse. Doch er ist weit davon entfernt, die Geschichte bis zur Gegenwart zu führen, und aus der Vergangenheit die Anknüpfungspunkte für ein Urtheil über Gegenwart und Zukunft zu gewinnen. An ihm ist Alles Passivität und Quietismus; er liebt die ungestörte Ruhe des geschichtlichen Kirchhofs; er will nicht mit Rechenschaftsablegungen belästigt sein. Sein Schema von den drei Culturstufen, mit dem offen gelassenen Raum für die vierte, befriedigt ihn. Wenn er ökonomische Einrichtungen und Ideen hienach ziemlich willkürlich und ohne weitere Grundangabe untergebracht hat, so glaubt er über alle Dogmatiker der Oekonomie hinaus zu sein. Die Erforschung der Ursachen, warum

zu dieser und keiner andern Zeit, grade diese und keine andere Einrichtung zeitgemäss sei, diese wichtigste Aufgabe eines wirklich geschichtlichen Standpunkts lässt er auf sich beruhen. Die Nothwendigkeit solch einer Rechenschaftsablegung fällt ihm gar nicht ein. Er begnügt sich mit der sehr vagen und billigen Vorstellung, dass in der einen Zeit nicht immer passe, was in der andern ganz nützlich gewesen sei. Zur Bekämpfung derjenigen Dogmatiker, die auch in der Praxis der Geschichte absolute Irrthümer voraussetzen, thut er gar nichts.

Man wende sich an diesen Pseudohistorismus, an diese bunt tätowirte Anmerkungspolyhistorie und rücke derselben mit irgend einer bestimmten Frage auf den Leib. So aufgedunsen sie nun auch von unfruchtbarer und noch dazu in den Hauptpunkten ganz oberflächlicher Gelehrsamkeit sein möge, so wunderlich sich ihr Rock mit all den bunten Flicken aus alten, mittleren und neuen Autoren ausnehmen und einer gewissen Kategorie von Leuten tiefste Reverenzen abnöthige, — eine bestimmte Antwort ist aus dem Innern dieser in allen Farben und Figuren vertretenen Umhüllung nicht herauszubringen. Versuchen Sie es z. B. mit der Schutzzollfrage, der fundamentalsten jener ältern Oekonomie, deren Schwerpunkt noch nicht in der socialen Frage liegt. Hier wäre ein Feld gewesen für den wahren Historismus und für eine Abrechnung mit den geschichtlichen Lebensbedingungen einer Einrichtung. Allein der Pseudohistorismus weiss eben nichts von der Nothwendigkeit des Nachweises bestimmter Lebensbedingungen einer Institution. Er denkt, er habe genug gethan, wenn er nur überhaupt die vage Vorstellung: Alles zu seiner Zeit! — eine Vorstellung, deren Ausdruck hiedurch zur leeren Phrase wird, männiglich an recht vielen Stellen reproducirt. Für jede bestimmtere Frage nach den geschichtlichen Vorbedingungen der Erspriesslichkeit einer Einrichtung oder Maassregel hat Herr Rocher ein für alle Mal eine Universalantwort bereit, welche die Unergiebigkeit und Hohlheit seiner Methode recht schön kennzeichnet. Er giebt sie selbst als einen Charakterzug seiner vermeintlich eigenthümlichen Methode, und so können wir sie denn getrost auch dafür hinnehmen. Er erklärt nämlich mit den Worten eines Französischen Schriftstellers (Dunoyer), er

wolle Nichts zumuthen, ja nicht einmal etwas vorschlagen, sondern nur darstellen. Hier haben wir das Bekenntniss des Bewusstseins der reinen Passivität. „Je n'impose rien, je ne propose même rien: j'expose“ (a. a. O. S. 45). Nicht imponiren, auch nicht proponiren, nur — exponiren; aber was, werden Sie fragen. Herr Roscher exponirt sich hierüber nicht; aber man sollte doch glauben, dass eine wissenschaftliche Autorität oder, besser gesagt, die Autorität der Wissenschaft dazu dawäre, etwas aufzuerlegen und zuzumuthen, d. h. für die Praxis maassgebend zu werden. Auch lässt sich wirklich nicht absehen, wie sich wohl oder übel eine derartige Position der absoluten Zurückhaltung und Urtheilslosigkeit consequent einnehmen lasse. Vorherrschend kann diese Geisteshaltung allerdings unter ganz besonders begünstigenden Umständen, zu denen auch die natürliche Beanlagung zu rechnen ist, immerhin werden. Indessen wer gelegentlich auf Veranlassung der betreffenden Rubriken seinen tabellarischen Verstand in Bewegung setzen muss, um auch die Capitel der Wirthschaftspolitik auszufüllen; ja wer sich auch gelegentlich auf das Absprechen über das gewöhnlich nicht zünftige Genie einlässt, der muss doch das Exponiren noch in einem zweiten Sinne verstehen und die Rolle des vermeintlich parteilosen Zuschauers und Berichterstatters mit einem Versuch von imponirendem Autoritätsurtheil vertauschen.

Es hat mit diesem Exponiren dieselbe Bewandtniss, wie mit jener Pseudobescheidenheit, von der ich, wie Sie wissen, immer so angenehm berührt zu werden pflege, und die keinem jener kleinen grossen Leute zu fehlen pflegt, die auf die möglichst schnelle Anerkennung durch das mittlere Kaliber speculiren. Doch ich will dies Thema zu keiner weiteren Parallele ausnutzen, die Sie selbst rascher ziehen werden, als ich sie hinschreiben könnte. Für uns ist die Sache eigentlich längst abgethan. Wir wissen bescheid, wenn Einer unter dem Deckmantel der Unmaassgeblichkeit seine Arroganz nur um so willkürlicher spielen zu lassen versucht. Wir wissen auch bescheid, wenn Einer sehr gleichgültig dagegen bleibt, was aus der Praxis der Gegenwart und des Lebens werde. Wir wissen bescheid, wenn Einer in Ermangelung des nöthigen Vorraths an Urtheil es zum wissenschaftlichen Grundsatz zu erheben versucht, nicht zu viel Urtheil auszugeben,

und das verfügbare Urtheil im eignen Hause nicht mit einer zu scharfen Trennung von Ja und Nein auf die Probe zu stellen. — Eins begreif ich allerdings nicht ganz. Es ist nämlich in Deutschland bekanntlich eine philosophische Erfindung vorhanden, welche zwischen Ja und Nein noch einen Schlupfwinkel kennt. Diese Erfindung beruht mit ihrem Ansehen auf etwas dialektischer Windmacherei, und so manche Verlegenheit ist schon in das erwähnte Winkelchen geschlüpft. Herrn Roscher gereicht es zur Ehre, dass er nicht von dieser Partie ist, aber ich glaube, seine Art und Weise, Ja und Nein zugleich möglich zu machen, nämlich die pseudohistorische Ausflucht, wird dadurch schiffbrüchig, dass sie es hartnäckig verweigert, auch die Gegenwart als ein Stück der Geschichte gelten zu lassen.

Was würde aus der drei- oder vierstufigen Culturschablone der in Rede stehenden Geschichtsauffassung werden, wenn man den Gegensatz der isolirten Volksentwicklung und der gleichzeitigen Zusammengehörigkeit der modernen Civilisation zur Sprache brächte? Hier könnte sich die wahre Geschichtlichkeit zeigen. Sie könnte mit den Eisenbahnen und überhaupt mit dem Dampftransport eine eigenthümliche Epoche abgrenzen, in welcher nunmehr seit nicht länger als einem Menschenalter die Fundamentalvoraussetzungen und so zu sagen die Lebensbedingungen des Verkehrs wesentlich andere geworden sind. Allein hiemit würde die Schablone beeinträchtigt, und man käme in die Verlegenheit, gewisse Fragen mit Ja oder Nein beantworten zu müssen. Es liesse sich nicht mehr jegliche Institution in einem doppelten Licht zeigen, und die Dogmatiker müssten z. B. bezüglich des Freihandels und des Schutzzolls befriedigt werden.

Was würden Sie sagen, wenn ein Militair sich dadurch dem Urtheil über die gegenwärtige Wirksamkeit einer Organisation oder einer Waffengattung entziehen wollte, dass er in seinem Fach den pseudohistorischen Standpunkt einzunehmen versuchte? Setzen Sie den Fall, das Zündnadelgewehr oder das gezogene Geschütz wäre in Frage, und es raisonnirte der Sachverständige folgendermaassen: Jede Einrichtung ist historisch zu begründen; es giebt Culturstadien der Völker; diese müssen abgewartet werden; es scheint nicht angemessen, die natürliche geschichtliche Entwicklung zu stören; die Volksentwicklung muss

von selbst zu der fraglichen Erfindung führen; dann ist sie geschichtlich berechtigt. Das Gesetz der Stetigkeit darf nicht gewaltsam verletzt werden. Auf Zweckmässigkeit oder Unzweckmässigkeit im Allgemeinen kommt es nicht an; ein definitives Ja oder Nein ist in dieser Richtung gar nicht möglich; die vorliegende grosse Frage lässt sich nur geschichtlich lösen; je n'impose rien, je ne propose même rien: j'expose. — Liessen sich diese sämmtlichen Herrlichkeiten nicht viel kürzer in einem einfachen Schlusssatz zusammenfassen, indem der betreffende Sachverständige sich etwa dahin ausliesse: Machen Sie, meine Herren, auf Ihre Verantwortung, was Sie wollen; ich weiss vieles von der Sache, aber ich weiss dennoch in Folge meiner geschichtlichen Scrupel nicht, was ich von ihr halten soll; mit einem Wort: Ich weiss nicht was ich wollen soll.

Auf diese Weise reicht, wie Sie sehen, unser Urtheil regelmässig bis an das Ende der vollständig abgeschlossenen, nicht mehr in Frage gestellten Geschichte, aber niemals weiter. Ja auch hier beschränkt es sich auf dasjenige Maass, welches für eine beschreibende Auffassung unumgänglich nöthig ist. Wäre z. B. das Merkantilsystem in Frage, so würden wir als getreue Pseudohistoriker augenblicklich wieder sehr zurückhaltend werden müssen; denn es hat sonderbarerweise den Anschein, als sollte die Adam Smith'sche Kritik dieses Systems von vielen Seiten her als nicht so ganz stichhaltig befunden werden. Aehnlich verhält es sich mit einigen wenn auch einseitigen, so doch keineswegs oberflächlichen Anschauungen des Physiokratismus. In diesen Richtungen ist viel Stoff für eine gediegne Geschichtlichkeit, allein sehr wenig Aussicht für den descriptiven Notizenhistorismus.

Sie werden vielleicht fragen, ob der Pseudohistorismus nicht auch bisweilen raisonnirt. O ja; dies thut er, wo er dazu förmlich gepresst wird; aber es geschieht durchaus invita Minerva d. h. ganz wider sein Naturell. Die Früchte sind denn auch danach. So z. B. will er einmal (a. a. O. S. 312) Ricardos Bodenrentenvorstellung gegen Careys Gesetz vom Gange der Bodenkultur vertheidigen. Es kommt hiebei etwas unstichhaltige Wörterlogik zum Vorschein. Carey „übersieht,

dass Ricardo nur von den „ursprünglichen Kräften des Bodens“ redet; diese besitzt aber ein erst mühsam zu entwässernder Sumpf etc. offenbar in geringerem Grade, als ein Sandboden, der sofort besäet werden kann.“ Da hätten wir denn ein specielles Pröbchen von jener Wendung, von der ich Ihnen schon einmal zu reden Gelegenheit hatte. So schlecht diese Wendung ist, so hat dennoch Herr Roscher sie nicht einmal selbst erfunden, sondern von Mill entlehnt. Ich brauche daher auch wohl hier nicht wiederum Worte darüber zu verlieren. Wenn Einer durchaus nicht zwischen den Eigenschaften des Bodens und den Culturbemühungen des Menschen unterscheiden kann, so ist ihm nicht zu helfen. Carey hat diese Roscher'sche Stelle schon 1859 abgedruckt und sie als Beispiel davon hingestellt, zu welchen ärmlichen Ausflüchten Leute greifen, die da meinen, in Ricardos Fusstapfen zu treten, während doch Ricardo selbst derartige Auskunftsmittelchen verschmäht haben würde (Socialwissenschaft III. S. 201). Was meine Ansicht von dieser Ausflucht anbetrifft, so sehe ich in ihr nur eine Blosstellung der Thatsache, dass Herr Roscher nicht etwa blos die Gegner, sondern auch Ricardo selbst nicht versteht. Der letztere redete nur darum von „natürlichen und unzerstörlichen Kräften des Bodens,“ um das im Boden fixirte Capital abzusondern und so den Acker in seinen natürlichen Eigenschaften, abgesehen von menschlicher Cultur, in Anschlag zu bringen. Die Fruchtbarkeitsdifferenzen, also der Gehalt an Pflanzennährstoffen, waren für ihn der entscheidende Umstand. Herr Roscher hat sich nun das Verdienst erworben, die Mill'sche Ausflucht, die auf einem sophistischen Spiel mit den Wörtern guter und schlechter Boden beruht, noch in seiner Weise besonders zu exponiren, d. h. recht deutlich bloszustellen. In der That ist es eine sehr naive Zumuthung, wenn man glaubt, man könne uns den flachen Begriff „geeignetes Land“ für die specielle und allein erhebliche Vorstellung „natürlich fruchtbares Land“ gemüthlichst unterschieben. Derartige Wendungen sind wirklich zu pfiffig. Zur Demaskirung solcher Erschleichungen genügen so zu sagen Tertianerkenntnisse, — und darum sei es auch hiemit genug bezüglich der professoralen Renommirtheit, deren Citatenautorität oder, wenn Sie wollen, Autoritätenautorität uns schon viel zu lange aufgehalten hat.

Schöpfen wir wieder Athem in einer besseren und freieren Luft, indem wir dem Anschein wissenschaftlicher Civilisation, dem Aufputz der Hohlheit mit unpassenden Citaten und Hinweisungen auf unverstandene Stellen, kurz dem ganzen barbarischen Tätowirungskram den Rücken kehren. Damit jedoch diese schliessliche Zukehrung des Rückens oder, wie der Volkswitz das Wort versteht, diese Berücksichtigung dauernde und nachhaltige Wirkung habe, wollen wir zwei Dinge nicht vergessen; erstens die werthvolle classische Stelle des Herrn Roscher vom Werth, die unersetzliche Seite 9 und dann den Begriff, den wir uns von dem Verhältniss der Anmerkungspolyhistorie zu den bedeutenden Capacitäten und namentlich zu dem unzünftigen Genie des Faches erworben haben. Wir wollen nicht das alte Bild vom Kopf und den Büchern, bei deren Zusammenstoss es hohl klingt und an welchem nicht allemal die Bücher schuld sind, wieder hervorsuchen. Allein wir wollen eingedenk bleiben, dass im Kellergeschoss der Anmerkungen das dumpfe, hohle Echo die Regel ist. In diese abgelegenen Räumlichkeiten dringt weder Licht noch Schall ohne Dämpfung und Abstumpfung. Da finden sich nur Zerrbilder und unartikulirte Töne. Was die bedeutendsten Geister, was ein Adam Smith, ein List, ein Carey gewesen sind, ja selbst was die originalen Irrthümer eines Ricardo und Malthus eigentlich bedeuteten, — das alles verliert sich in diesem Halbdunkel der Kellerbehausung, in diesem Zwielicht, welches sich wohl gar gelegentlich mit einer andern überirdischen Lichtmischung identificirt und in deren gedämpften Reflexen die Rettung seiner Geltung und Autorität sucht.

Elfter Brief.

Was Carey ist und für die Wissenschaft zu bedeuten hat, habe ich in meiner „Umwälzung“ betitelten Schrift positiv für die Hauptpunkte gezeigt, und ich habe von den für den Amerikanischen Nationalökonomen günstigen Ausführungen nicht ein Tüttelchen zurückzunehmen. Ich habe Nichts zu bereuen, Nichts einzuschränken, Nichts hinterher abzuschwächen, wohl aber habe ich Mancherlei hinzuzuthun, wodurch der *Amerikanische* Autor in einem noch weit günstigeren Licht erscheint, als bisher. In jener Schrift verhielt ich mich grade sehr wichtigen Lehren gegenüber entschieden zurückhaltend, oder gab meinem Zweifel und meiner Abneigung sie anzunehmen, den unumwundensten Ausdruck. So habe ich z. B. damals die Werthformel Carey's keineswegs angenommen und mich erst später von der ganzen Tragweite des fraglichen Satzes vollständig überzeugt. Während meine Widersacher oder besser gesagt, meine Feinde ganz gemüthlich dem Publikum einzureden suchten, ich sei ein „Nachbeter“ des Amerikaners, klaffte der Gegensatz in den Grundanschauungen so gewaltig, dass nur die platteste Oberflächlichkeit diese Kluft übersehen konnte. Die ehrenwerthen Herren, die selbst oder durch ihre Subalternen meine Schriften zu verunglimpfen und deren eigentlichen Inhalt vor dem Publikum theils zu verbergen, theils zu entstellen bemüht waren, hatten bezüglich meiner wissenschaftlichen Position, in Ermangelung der Lectüre sowohl meiner Schriften als derjenigen Carey's, keinen andern Leitfaden als die oberflächlichsten Aeusserlichkeiten der Situation.

Ein Universitätsdocent tritt zum ersten Mal mit einer nationalökonomischen Schrift auf; sie ist eine Hinweisung auf die umwälzende Bedeutung der Careyschen Leistungen und eine willige Anerkennung des wirklich vorhandenen Genies. Wie soll sich nun ein solches Auftreten, welches durch die rasch folgenden Schriften nachhaltig verstärkt wird, erklären lassen? Die Herren vom Geschäft hatten noch nicht Zeit gefunden, die erste Schrift zu berücksichtigen, als schon die zweite „Capital und Arbeit“ die Verlegenheit verstärkte. Der ersten gegenüber hatte man geglaubt, gänzlich schweigen zu können. Man setzte vielleicht (da man von dem Verfasser collegialisch nichts Rechtes wusste) eine Uebereilung voraus und wurde zu der entsprechenden Taktik durch die bekannte Zunfteitelkeit verleitet. Die Situation wurde noch schwieriger, als die „Kritische Grundlegung“ als dritte Herausforderung nicht auf sich warten liess. Allein man wiegte sich wohl noch immer in dem tröstlichen Gedanken, es mit einem Enthusiasten, mit einem „Apostel“ Carey's zu thun zu haben. Das wissenschaftliche Geschäft und dessen Interessen waren zwar unangenehm berührt; jedoch scheint man in diesen Kreisen, in denen eben auch das Urtheil, wenn es gar einmal kommt, sehr spät fremdem Urtheil nachhinkt und regelmässig einen subalternen Geschäftsgang geht, — indessen scheint man in diesen Geschäftskreisen der sogenannten gelehrten Zeitschriften erwartet zu haben, auf keine andere Degenspitze zu stossen, als auf eine solche, die in Careyschen Balsam und in Careysche Menschenfreundlichkeit getaucht wäre. Man hatte keine Ahnung davon, dass eine ähnliche Bescheerung, wie sie jetzt allmälig doch in ihrem wahren Charakter gewittert zu werden beginnt, auch ohnedies, also ganz abgesehen von dem Umstande, dass von Amerika aus die Hebel angesetzt worden waren, nicht erspart geblieben sein würde.

Der ganze Unterschied der Kritikasterei und Anfeindung, die sich gegen Carey und mich hervorgethan hat, erklärt sich aus einem sehr einfachen Grunde. Zunächst erinnere ich Sie an die Thatsache selbst. Ich bin in deutchen Zeitschriften und Zeitungen vielfach besser fortgekommen als Carey selbst. Auch die selbständigen Pamphlets, einschliesslich desjenigen der Würzburger Facultät, beobachteten dieselbe Taktik. Wie erklären Sie Sich das? Was mich betrifft, so weiss

ich bescheid. Ich habe längst gelernt, die Tragweite der gemeinen Motive bei dem Durchschnittsmenschen gehörig in Anschlag zu bringen. Carey lebt in Philadelphia und schreibt nur in Amerikanische Journale, ist überdies 75 Jahr alt, ist also keineswegs zur Hand, um seinen Deutschen Anfeindern mit Hieb und Stoss antworten zu können. Dasselbe schöne Motiv, welches einen Bastiat über seine zweite ohne Nennung des Verfassers veranstaltete Ausgabe des Careyschen Werks von 1837 so ruhig sein liess, eben dasselbe Motiv hat auch die ehrenwerthen Herren bei uns die bekannte Wohlgezogenheit des sogenannten akademischen Tons gegen Carey gänzlich vergessen lassen. Man hat offenbar gedacht: Der Mann ist weit weg, gehört der neuen Welt an und wir respectiren nur, was wir unumgänglich müssen. In der That kannte der Schlag von Leuten, den ich hier meine, nur die Furcht, und so erklärt sich, wie selbst die Frischlinge und Subalternen der sonst doch so wohlgezogenen und im Becomplimentiren der mit dem eignen Stempel versehenen Machwerke und Personen trefflich geübten Schulökonomie ihre schwächlichen Stimmchen gegen den transatlantischen Nationalökonomen in ungenirtester Rohheit erheben konnten. Es erklärt sich aber auch hieraus, dass ich mich im Vergleich mit Carey, so sonderbar es klingt, bei aller Ungeschlachtheit und Ungezogenheit der Edlen, noch immer über viel zu viel Rücksicht zu verwundern gehabt habe. Ich nämlich, so dachten die Würdigen in ihrem Herzensgrunde, wäre doch hier in Deutschland, ja sogar in Berlin und noch dazu auf einer Universität, mithin, selbst unter Voraussetzung des Verschlusses aller Coterieorgane, noch immer im Besitz einiger Mittel, die feindlichen Künste in vielen Richtungen unwirksam zu machen. Einzig und allein aus diesem Sachverhalt ist es begreiflich, wie die Herren in Sachen wider Carey ziemlich leichtfertig vorgegangen, gegen mich aber ein humorerregendes Gemisch von verhaltener Feindseligkeit und collegialischer Perspective auf „gute Früchte“ zu Tage gefördert haben. Jedoch schon meine dritte Arbeit hat Einige von Ferne wittern lassen, dass sich die „Krisis der Nationalökonomie“ wohl schwerlich an kleinliche Beziehungen und Rücksichten kehren dürfte, und da auch der Muth mit der Bemerkung, dass der Gegner zunächst ziemlich allein stehe, wieder ein wenig auf-

lebte, so haben sich einige heissspornige Zöglinge auf- und drangemacht, bei ihren respectiven Lehrherren auch gelegentlich einmal mehr als gewöhnliche Belobigung einzuernten und rüstig angefangen, weidlich auf mich zu schimpfen und dem frühern Kitzel von Scheel- und Schmälsucht nun in Angriffen und Entstellungen freieren Lauf zu lassen. Abgesehen von letzteren Entstellungen, die der Oberflächlichkeit nicht schwer werden, weil sie auch schon unabsichtlich einen guten Theil des Gegenstandes in ihrem Köpfchen verzerrt, — abgesehen von der hiebei producirten Ignoranz und auf expresse Bestellung oder Anweisung verrichteten Bedürfnisse, bin ich im Grossen und Ganzen weniger mit gelehrtem Unrath heimgesucht worden, als Carey selbst. Bei der nie verleugneten Ruhe des letztern und Angesichts des vielleicht von keinem Autor übertroffenen Anstandes seiner umsichtigen Polemik, muss sich der grade in dieser Richtung hervorschäumende Geifer um so widerwärtiger ausnehmen, zumal diejenigen, die ihn eigentlich und ursprünglich produciren, sich hüten, ihn ohne weitere Vermittlung von sich zu geben.

Wer mit den Gewohnheiten in dieser Sphäre nicht vertraut ist (und in diesem Fall befindet sich ein ansehnlicher und achtungswerther Theil des Publikums), der kann die Taktik, die gewöhnlich gegen eine neue und bedeutende Erscheinung von den Vertretern des Alten beliebt wird, nicht völlig begreifen. Die sogenannten Autoritäten, ich meine die Schulrenommirtheiten, die im gewöhnlichen Gange der Dinge auf Grund collegialischer Distinction und in Folge der Unvermeidlichkeit irgend einer Gruppirung der übrigens vielleicht ziemlich gleich zu taxirenden Personnagen, — die also durch irgend ein nescio quid im Vordergrunde befindlich sind, exponiren zwar Allerlei und auch gelegentlich sich selbst, aber Letzteres doch immer nur innerhalb sehr eng gezogener Grenzen. Einer neuen, anscheinend nicht bedeutungslosen Erscheinung gegenüber ziehen sie es meist vor, die Vornehmen zu spielen und daher zwar wohl gelegentlich anmerkungsweise merken zu lassen, dass sie in ihrem Alles übersehenden Geiste auch die neue Erscheinung übersehen, um auf diese Weise ein unbefangenes Publicum glauben zu machen, sie hätten das alles hinter sich. Hinter sich haben sie es vielleicht, — nämlich im Bücherschrank.

Dies ist aber auch das Aeusserste. Uebrigens überlassen sie es den jugendlich beflissenen Strebern und künftigen Aspiranten bei der Cooptation, sich für sie specieller an die Sache zu machen und so ohne Risico für irgend ein Renommee nach Auftrag vorzugehen. Diese Namenlosigkeiten können nicht eigentlich Schiffbruch leiden; denn da sie wissenschaftlich gar nichts zu verlieren haben, und da sie sogar für etwaiges Fiasko auf Entschädigung von Seiten der Auftraggeber rechnen können, so mögen die grünen Fröschchen immerhin lustig dreinquaken. — Nach diesem System ist eine vor aller Augen sichtbare Compromittirung gewöhnlich zu vermeiden, und es giebt nur einen Fall, in welchem die intellectuellen Anstifter selbst in das Feuer kommen. Dies geschieht nämlich dann, wenn der Gegner nicht so gefällig ist, in die Falle zu gehen, sondern sich mit seinen Erwiderungen gradeswegs in die abgelegensten Winkelchen der vornehmthuenden Bemängelungen selbst begiebt. Dies ist dann den reservirten Herren allerdings nicht genehm, und sie haben dann ein neues Auskunfsmittel bereit. Sie lassen nämlich dann kurzweg behaupten, der Gegner habe die ausführlichen Erörterungen nicht gehörig berücksichtigt. Sie berufen sich also auf etwas, was, falls es umständlich und vollständig widerlegt sein würde, sicher wäre, von den Auftraggebern im Hintergrunde ebenso vollständig verleugnet zu werden, selbstverständlich unbeschadet der künftigen Entschädigung, die dem exponirten Opfer unter allen Umständen zu Theil werden muss. — Der Grundsatz einer gewissen Gleichheit und die Rücksicht auf Alter und Rangstufen würden es allenfalls entschuldigen, wenn durchschnittlich und im gewöhnlichen Gange der Dinge äusserliche und traditionelle Unterschiede auch in der Polemik zum Ausdruck kämen. Wirklich gute Sitte und echter Anstand könnten hiebei nur gewinnen. Allein was thut man gewöhnlich und was hat man im hier fraglichen speciellen Fall gethan? Es sind grade die ausserordentlichen Erscheinungen, die fast regelmässig nicht in dem Boden der Zunft und blosser traditioneller Schulung wurzeln, welche ohne Rücksicht auf Alter und Reife jedem frisch vom Colleg Entlassenen preisgegeben werden. In unserm speciellen Fall hat es ja die Würzburger Facultät fertig bekommen, den ältesten unter den lebenden Nationalökonomen, den hochbejahrten,

wenn auch immer noch rüstig wirkenden Carey, durch die innerhalb zweier Jahre und noch dazu durch Nebenbeschäftigung erworbenen Schulkenntnisse eines juristischen Studiosus verarbeiten und auf diese Weise die That eines ganzen Lebens, die Arbeit eines Mannes, der schon vor 30 Jahren sein epochemachendes Werk herausgab, durch den unterdessen, ein Jahrzehnt später einem Würzburger Professor gebornen Sohn mit viel Behagen erledigen zu lassen. Wenn irgendwo der in Rede stehende Dünkel, der nur aus dem beschränkten Horizont erklärbar ist, unterschätzt würde, — aus diesem einen Specimen könnte das Publikum aller Orten diesen Typus angemessen würdigen lernen. Doch genug von den taktischen Manierchen, die nicht jedem Widersacher gegenüber unfehlbar sind.

Das Gebiet, auf dem ich mich zu tummeln hatte und habe, wird Ihnen jetzt nicht mehr allzu verlockend erscheinen. Diese Einlassung mit den Früchten miserabler Motive würde, zu weit getrieben, ein unerträgliches Uebermaass des Ekels erzeugen müssen. Mag es daher mit der Hinweisung auf die unsaubern Stellen des Wegs sein Bewenden haben. Wir wissen ja nun, wie wir auszuschreiten haben, um sauber und reinlich (von dem unvermeidlichen Schulstaub natürlich abgesehen) an's Ziel zu gelangen.

Ein Theil dieses Ziels ist erreicht. Die Verkleinerer Carey's, so weit sie überhaupt in Anschlag zu bringen waren, sind charakterisirt worden. Es war dies eine nothwendige Ergänzung und Erläuterung meiner früheren positiven Arbeiten. In den letzteren hatte ich die Personen geschont; ich hatte die Bedeutsamkeit dessen, was ich vertrat, direct beleuchtet, ohne von der Folie, zu welcher sich die Schwäche bestimmter Gegner vorzüglich eignete, sonderlichen Gebrauch zu machen. Mir war es so sehr um die Sache zu thun, dass ich glaubte, nur da eine negative Kritik üben zu müssen, wo dieselbe gar nicht zu umgehen war. Allein auch in solchen Fällen hatte ich sorgfältig die bestimmten Namen ausser dem Spiel gelassen, und nur den unwissenschaftlichen Typus in seiner allgemeinen, über Zeit und Ort übergreifenden Bedeutung kritisch angegriffen. Mir war es nicht um eine Krisis zu thun, bei welcher der kranke Organismus der Gegnerschaft seine kritischen Ausscheidungen gleich als persönliches

Gift von sich geben sollte. Ich sehe jetzt, dass ich mich in diesem Punkte einer jener wohlwollenden Illusionen hingegeben habe, die man im Laufe des Lebens allmälig eine nach der andern ablegt. Meine Briefe an Sie enthalten Mancherlei, was nach dem Gifte schmeckt, welches Carey's und meine Widersacher unterdessen ausgeschwitzt haben. Ich bin, glauben Sie mir, gänzlich unschuldig an dieser Beimischung. Man kann sich bei einer so allgemeinen Transpiration contagiöser Stoffe nicht immer vollständig schützen. Es fehlt in dieser Sphäre noch gar sehr an Desinfectionsmitteln, zumal gegen die Aushauchungen des bedruckten Papiers, mit welchem man sich einer freilich sehr wenig gerechtfertigten, aber nur um so verbindlicheren Sitte zufolge selbst dann einigermaassen bekannt machen soll, wenn es sich um handwerksmässige Anzeigerecensionen und ähnliche literarische Nothdurft handelt. Ich habe um Carey's willen Derartiges bisweilen angesehen; was mich selbst betrifft, so gestehe ich Ihnen, dass ein grosser Theil von dem; worauf Sie und Andere mich aufmerksam gemacht haben, von mir gar nicht gelesen worden ist. Manches, was ich wirklich kenne, habe ich erst Jahr und Tag nach der Veröffentlichung gelesen, obschon ich wusste, dass es existirte, und vielleicht auch weil ich wusste, was es enthalten müsste. In diesem Falle befand ich mich z. B. gegenüber dem Jenenser Professor Herrn Hildebrandt Senior mit seiner Zeitschrift.

Da man einem Mann, der etwas auf sich hält, nicht zumuthen kann, dass er bei feindseligen Zeitschriften (und welche wären es einer durchaus neuen Erscheinung gegenüber nicht?) um die Aufnahme von Erwiderungen betteln und im günstigsten Fall in der Höhle des Feindes selbst unter ungleichen Chancen mit Waffen fechten soll, denen vorher die Spitze abgebrochen ist, so wird das Publikum begreifen, warum es so selten und fast niemals bei Zeiten, sondern erst nach Jahre lang geübten Schweig- oder Entstellungsystem von denjenigen Erscheinungen angemessen in Kenntniss gesetzt wird, welche eine Krisis im Gefolge haben und die nächste Epoche der Wissenschaft bezeichnen. Es wird dies noch mehr begreifen, wenn es die Thatsache erwägt, dass in den Fachzeitschriften die Koterie genau das bedeutet, was in der Tagespresse die Partei ist. Wer nun weiss, dass man sich dort

zur Aufnahme von Rechtfertigungen nur dann entschliesst, wenn man muss und nur insoweit als man muss, — der wird auch wissen, dass es in diesem Punkt mit den Organen gelehrter Koterien eine schlimmere Bewandtniss hat, als mit der politischen Tagespresse. Die letztere ist unter Umständen durch das Pressgesetz zur Aufnahme von Berichtigungen oder Erwiderungen gezwungen. Dieser Zwang ist für die gelehrte Controverse nicht vorhanden, und die einzige Nöthigung wäre ein gewisser moralischer Zwang und ein gewisses Anstandsgefühl, welches jedoch in der speciell hier fraglich gewesenen Richtung zu erwarten pure Utopie und Ideologie gewesen sein würde. Hieraus erklärt sich denn vollständig das sich von Zeit zu Zeit immer wiederholende Phänomen, dass das wahrhaft Bedeutende im Hintergrunde bleibt, während der laute Markt voll ist von collegialischer Fachconversation über die vollendetsten Nullitäten.

„Jedoch sollen hier keineswegs, als über ein inauditum nefas, die Götter angerufen werden: ist doch dies Alles nur eine Scene des Schauspiels, welches wir zu allen Zeiten, in allen Künsten und Wissenschaften, vor Augen haben, nämlich den alten Kampf Derer, die für die Sache leben, mit Denen, die von ihr leben, oder Derer, die es sind, mit Denen, die es vorstellen. Den Einen ist sie der Zweck, zu welchem ihr Leben das blosse Mittel ist; den Andern das Mittel, ja die lästige Bedingung zum Leben, zum Wohlsein, zum Genuss, zum Familienglück, als in welchen allein ihr wahrer Ernst liegt; weil hier die Grenze ihrer Wirkungssphäre von der Natur gezogen ist. Wer dies exemplificirt sehn und näher kennen lernen will, studire Literargeschichte und lese die Biographien grosser Meister in jeder Art und Kunst. Da wird er sehn, dass es zu allen Zeiten so gewesen ist, und begreifen, dass es auch so bleiben wird. In der Vergangenheit erkennt es Jeder; fast Keiner in der Gegenwart. Die glänzenden Blätter der Literargeschichte sind, beinahe durchgängig, zugleich die tragischen. In allen Fächern bringen sie uns vor Augen, wie, in der Regel, das Verdienst hat warten müssen, bis die Narren ausgenarrt hatten, das Gelag zu Ende und Alles zu Bette gegangen war: dann erhob es sich, wie ein Gespenst aus tiefer Nacht, um seinen, ihm vorenthaltenen Ehrenplatz doch endlich noch als Schatten

einzunehmen.“ — Sie haben vielleicht diese Stelle aus Schopenhauers Abhandlung über die Universitätsphilosophie bereits wiedererkannt; sie ist eine derjenigen, welche fast für jede grosse Leistung im Gebiete der Wissenschaften unvermeidlich maassgebend bleiben wird, wie sich die Dinge auch gestalten mögen. In ganz besonderem Grade muss sie aber für diejenigen Wissenschaften zutreffen, in denen es noch an einem gemeingültigen Maass und Gewicht gänzlich fehlt. Hieher gehört gegenwärtig noch immer die Nationalökonomie, und in ihr ist daher der absoluten Willkür Thor und Thür geöffnet. Das Allerbedeutendste, die Frucht einer Verstandesschärfe und Geistesvertiefung, wie sie im Rahmen eines Jahrhunderts nur ganz spärlich angetroffen wird, kann getrost von den Vertretern der seichtesten Flachheit für ein Nichts ausgegeben werden. Jeder Hans von der Gasse kann bestreiten und bemängeln, was aufzufinden die Arbeit eines von der Natur und den Verhältnissen begünstigten vollen Lebens gewesen ist und das Opfer aller übrigen, sonst möglichen Lebenszwecke gekostet hat. Da kann denn irgend eine Association von Figuranten des literarischen Theaters gemüthlichst ein Vierteljahrhundert, entweder ganz schweigen oder sich mit allerlei Verheimlichungs- und Unterschlagungskünsten helfen, ohne dass hinterher sonderlich viel Unangenehmes daraus erwüchse. Von der Schande werden diese Figuranten nie erreicht und nie getroffen; sie sind für dieselbe unempfindlich. Erinnern Sie Sich der Art, wie einem Byron ursprünglich von einem Schottischen Hauptkritikus, so einem Revuedomino, wie sie ja auch bei uns jetzt vorkommen, mitgespielt wurde. Was hilft die Lauge, die der grosse Dichter über seine speciellen Feinde und Aburtheiler ergoss? Sie bleibt typisch wahr und trifft im Allgemeinen die gleichen oder ähnlichen Existenzen der folgenden Generationen; sie trifft die Brut dieses Schlages, wie sie die Väter getroffen hat, nämlich nur die Race, und den allgemeinen Charakter. Die Persönlichkeit und das Individuum werden nur mittelbar einbegriffen und nur auf diese Weise empfangen sie eine gelinde Züchtigung. An dem Publikum wäre es, die Signatur dieses Schlages nie zu vergessen. Ich glaube, dass es wohlthäte, sich für diese Fälle ein paar Verse einzuprägen, in denen der verunglimpfte Dichter einen seiner un-

fähigen Recensenten traf und zugleich für alle Folgezeit einen sehr oft anwendbaren, wenn auch freilich allzu frommen Wunsch aussprach. Sie werden Sich gewiss der Stelle aus dem Pamphlet: „Englische Barden und Schottische Recensenten“ erinnern:

> Hätt er gelernt, ein Handwerk auszunutzen,
> Papier zu machen, statt es zu beschmutzen,
> Land pflügen, graben oder Lasten ziehn,
> Würd' er nicht Wales besingen, noch ich ihn.

Den passiven Widerstand dieses Schlages von Unberufenen hat jede zur Krisis führende Gewalt zu überwinden. Trägheit, Beschränktheit, zugehörige Eitelkeit, materielle Interessen aller Art, gemeinster Eigennutz und die verschiedenen Gattungen der Köderung und Bestechung verbünden sich zu einem lieblichen Ensemble und ein von der Natur gut präparirtes vielhäutiges und vielfach über einander gelagertes Pergament schützt gegen allzu intensive Empfindung der wohl verdienten Schläge. Mit diesem Trost für die Ehrenwerthen (denn ehrenwerthe Männer sind sie Alle!) sei nun die Perspective des diesmaligen Briefs abgeschlossen. Der Abschied wird Ihnen und mir nicht schwer fallen. Es war noch eine allerletzte Berücksichtigung von Regionen, an die wir uns nicht hatten wagen können, ohne uns vorher durch weniger schlimme Phänomene stufenweise für einen Blick auf das widerwärtigste Schauspiel vorbereitet zu haben. Von nun an werden die Rückblicke auf die bisherigen Erfahrungen glücklicherweise nur sehr flüchtig sein dürfen, und es wird die Krisis ohne besondere Rücksicht auf das gegen Carey verübte Verkleinerungsgeschäft und auf die gegen mich gerichteten Beschimpfungen in Frage kommen.

Zwölfter Brief.

Den Ueberdruss Ihres Sohns begreife ich vollkommen. Sollten noch andere Mitglieder Ihrer Gesellschaft denselben bereits theilen, so wäre das, wenn nicht ein Zeichen von ungewöhnlicher Reife des Urtheils, so doch jedenfalls eine wahre und ganz naturgemässe Regung des wissenschaftlichen Instincts. Wieder und wieder das alte leere Stroh der schweifenden und unbestimmten Begriffe zu dreschen, ohne sich jemals eines Körnchens zu erfreuen; stets von Neuem in der alten Ergebnisslosigkeit zu enden; jeden Tag in der Lage zu sein, die Servirung von Ja und Nein gleichmüthig hinnehmen zu müssen, wenn es irgend einem Jemand mit oder ohne Fachbildung gefällig ist, eine Meinung zu haben; — das ist zu viel verlangt von Naturen und Geistern, welche für Maass und Gewicht auch nur einigen Sinn haben. Diese Naturen werden sich entweder von einem Gebiet abwenden, welches ihren Anforderungen noch nicht entspricht, oder sie werden, wenn sie es vermögen und wenn die von ihnen nicht abhängigen Verhältnisse es gestatten, in der fraglichen Sphäre einen grossen Schritt vorwärts thun und grade das herbeiführen, was sie vermissen.

Es liessen sich mancherlei Betrachtungen über das Verhältniss anstellen, in welchem die jeweilige Beschaffenheit eines Wissensgebiets zu der geistigen Capacität des Durchschnitts von Personen steht, der in ihm heimisch ist und sich ihm zuwendet. Für die Nationalökonomie würden derartige Untersuchungen, wenn auch grade nicht gänzlich niederschlagend, so doch auch nicht allzu schmeichelhaft ausfallen.

Doch ich will diese nur für einen grossen Sinn erträgliche Perspective nicht weiter ausnutzen. Wer von andern Wissenschaften her an die Nationalökonomie gelangt oder, wie der Fall Macleods lehrt, mit der Strenge wissenschaftlicher Methode in andern Gebieten hinreichend vertraut ist, wird unvermeidlich sehr unangenehm berührt werden müssen. Je mehr Tact er für die Abgrenzung des Gewussten und nicht Gewussten hat, je mehr er an Bestimmtheit und Genauigkeit gewöhnt ist, um so unbefriedigender wird ihm die Form des nationalökonomischen Wissens erscheinen müssen. Hieraus erklärt sich einerseits jener Ueberdruss, andererseits die Verachtung, welcher die theoretische Nationalökonomie von sehr verschiedenen Seiten noch immer ausgesetzt ist. Wie wird ihr z. B. von den Staatsmännern begegnet; ist es nicht Thatsache, dass sie entweder als gefügiges Werkzeug dienstbar werden und sich zugleich als Ideologie bespöttelt sehen, oder aber gleich von vornherein als ganz untergeordnete Sammlung von praktisch selten brauchbaren Gesichtspunkten und Meinungen abfertigen lassen muss? Selbstverständlich habe ich nicht die Scheinerfolge im Sinne, mit denen man seit einem halben Dutzend Jahre in den theoretisch englisirten Kreisen grosszuthun gewohnt ist. Die Ohnmacht der Theorie gegenüber der politischen Praxis zeigt sich doch wahrlich in Nordamerika, wo weder das eine noch das andere Lager Sonderliches durch wissenschaftliche Gründe ändert, sondern alle Phänomene nichts als ein praktisches Interessenspiel bethätigen. Die Schutzpolitik ist dort nicht obenauf, weil sie durch die Theorie gestützt wird, sondern weil der politische Instinct und die von der südlichen Einwirkung befreite Interessengravitation es so mit sich brachten. Keine Partei überzeugt die andere, beide werfen sich Sophistik und Oberflächlichkeit vor, und die praktischen Politiker sind weit entfernt, auf irgend etwas Anderes als auf Interessencompromisse auszuschauen. Gebe es in Rücksicht auf Schutzzoll und Freihandel völlig strenge Beweise, so könnte die Interessengruppirung noch immer fortdauern; aber sie müsste einen durchaus anderartigen Charakter erhalten. Die ganze Dialektik der Parteien würde nicht mehr die nämliche sein können. Die theoretische Unhaltbarkeit der Behauptungen auf dieser oder auf jener Seite würde gewaltig wirken müssen, wenn es möglich wäre,

auf irgend einer der beiden Seiten ein klares, unverdächtiges und vollkommen schlüssiges Raisonnement zu produciren. So aber halten die Freihändler ihre Monologe, und die Schutzpolitiker, die allerdings in dieser Beziehung weniger beschränkt und einseitig erscheinen, bringen es in ihren Journalen nicht viel weiter. Auf ihrer Seite ist allerdings mehr wissenschaftlicher Apparat und weit weniger Oberflächlichkeit; allein sie lassen in ihren populären Demonstrationen doch noch sehr viel zu wünschen übrig. Was Wunder, dass die eigentlichen Politiker sich nur ausnahmsweise rund und nett für eines der Principien entscheiden, vielmehr in den meisten Fällen die ganze Angelegenheit gleich einem Stück Metaphysik auf sich beruhen lassen. Die Entscheidungen werden alsdann je nach der momentanen Interessengravitation, und im besten Fall nach einem gewissen die Theorie zum Theil ersetzenden Instinct und Tact, regelmässig aber ohne Voraussetzung einer vorhandenen Norm wissenschaftlicher Wahrheit getroffen.

In analoger Weise geht es in der ganzen Welt noch jetzt zu, sobald es sich um Steuerfragen handelt. Die Finanzmänner wären auch in der That schlimm daran, wenn sie den ideologischen Rathschlägen der meisten Nationalökonomen folgen sollten. Das Lächeln, mit welchem sie auf die Gemüthlichkeiten der nationalökonomischen Ausschweifungen gegen die indirecte Besteuerung zu blicken pflegen, ist leider nur zu erklärlich. — Wollten wir aber auch alle Capitel der mit den materiellen Interessen zusammenhängenden Politik durchgehen, so würden wir nur sehr wenige finden, in denen nicht auf der einen Seite die Nationalökonomie eine nicht beneidenswerthe Rolle des Widerspruchs mit sich selbst spielte, während auf der andern Seite die Staatspraxis ihren routinirten Gang geht, sich so ziemlich ohne die schönsten Früchte jener Disciplin behilft und nur gelegentlich die Voreiligkeiten der unreifen Theorie in die gebührenden Schranken weist.

Ausser den Staatsmännern giebt es auch innerhalb der Wissenschaft selbst eine Kategorie, die sich nie ganz vollständig mit der Nationalökonomie vertragen hat. Ich meine die Statistiker. Da dieselben den Thatsachen näher stehen, und mit den bestimmten Ver-

hältnissen und Bedürfnissen des Augenblicks gewöhnlich vertrauter sind, so geben sie häufig nur wenig auf nationalökonomische Gesetze und Theoreme, und leisten passiven Widerstand, wo sie ihrer Hinwegsetzung über den allgemeinen theoretischen Inhalt der politischen Oekonomie nicht etwa positiven Ausdruck verschaffen. Eine solche Situation müsste, dächte ich, mit jedem Tage unerträglicher werden, und nicht etwa blos der wissenschaftliche Sinn, sondern auch das Selbstgefühl und der Tact für eine würdevolle Haltung sollte sich gegen die Fortdauer einer solchen Erniedrigung empören. Indessen ohne zureichenden Grund ändert sich an einem beharrlichen und vermöge seiner Trägheit fortbestehenden Zustande nichts, und so könnte denn diese elende Beschaffenheit beliebig fortdauern, wenn nicht einzelne energische Naturen aus blossem inneren Drange und aus einer Art sittlicher Kraft, mithin blos aus Abscheu vor der Widerwärtigkeit der Situation, auf Mittel dächten, nicht blos eine Auseinandersetzung und Verständigung, sondern, was wichtiger ist, eine Unterlage für den soliden Ausbau einer unzweideutigen Wissenschaft herzustellen.

In einzelnen grossen Conceptionen von fundamentaler Bedeutung hat das 19. Jahrhundert ungleich mehr als das 18. geleistet. Die Namen List und Carey sind mit diesen neuen Wendungen, welche die Oekonomie des 18. Jahrhunderts und mit ihr die erste Entwicklung der ökonomischen Wissenschaft zu einem veralteten Versuch gestempelt haben, für immer unzertrennlich verbunden. Materiell ist von dieser Seite so viel geschehen, dass die laufende Epoche unter dem Druck der alten Ueberlieferungen noch nicht hinreichende Musse gehabt und noch nicht die nöthige Unbefangenheit erworben hat, um die Tragweite des Geschehenen zu ermessen. Allein in formaler Hinsicht, ich meine in der sorgfältigen Zergliederung und Auseinanderlegung, sowie in der Beschaffung der für Jedermann verbindlichen Beweisarten ist beinahe noch Alles zu wünschen übrig, und hierin mag, wenn auch durchaus kein zureichendes, so doch immer ein gewisses Maass von Entschuldigung für Ignorirungen und verkehrte Auffassungen des Neuen gefunden werden. Bei den einzelnen Persönlichkeiten, welche als Wortführer einer sogenannten Kritik die Hauptpunkte übersahen und das ihnen Unbequeme entstellten und befeindeten, treffen

freilich jene mildernden Umstände nicht zu. Indessen es würde diesen Erzeugnissen der Tradition, der Umgebung und des nach unten gravitirenden Interesse wahrlich nicht möglich gewesen sein, sich so zu verhalten, wie sie es beliebt haben, wenn es leichter zugängliche Beweise und festere Formen der abschliessenden Entscheidung gegeben hätte. Die moderne Nationalökonomie, diejenige der List und Carey, zu welcher auch noch die Versuche der eigentlichen Socialisten als nebenhergehende Unterstützungen im Kampfe gegen die Einseitigkeit der älteren Vorstellungen zu rechnen sind, — diese moderne Nationalökonomie hat, wie leicht begreiflich, mit der Production so zu sagen von Rohstoffen beginnen müssen. Sie hat die Kraft der Phantasie und der unmittelbaren Intuition, sie hat die vom lebendigen wissenschaftlichen Trieb bewegte Anschauung und deren rasche Schlüsse vorwalten lassen. Diese Bethätigung der wissenschaftlichen Instincte vor der Analyse und vor dem in allen Beziehungen gegliederten Beweise ist der natürliche Anfang. So werthvolles Material nun aber auch derartig schaffende Kräfte zu Tage gefördert haben mögen, es ist und bleibt eine zeitlang ganz unbrauchbar für alle diejenigen, für die nur vollständig Zubereitetes verständlich wird. Diese Letzteren befinden sich einem so beschaffenen neuen Wissen gegenüber, wie vor einem Erzklumpen, dessen Gehalt an edlem Metall sie nicht ahnen und den sie daher für gemeines Gestein halten. Sollten sie aber auch bisweilen etwas merken, so fehlt es ihnen doch gänzlich an der Fähigkeit, das Gold in reinem Zustand abzusondern. Sie gehören der Regel nach nicht zu denen, welchen die Kraft zur Bearbeitung zu Gebote steht. Wäre für die Ausschmelzung schon eine Anweisung vorhanden, auf die Jemand abgerichtet werden könnte, dann freilich würde die Sachlage günstiger sein. Allein die Kritik, die erforderlich wäre, ist nicht nur eine Scheidekunst, sondern hat die Aufgabe, die unvollendeten Gedanken abzuschliessen und blosse Fingerzeige, ja selbst unabsichtliche Berührungen oder Streifungen eines neuen Wegs herauszufinden. Es ist also ein wissenschaftliches Verhalten erforderlich, welches in die Bestrebungen, welche den Leistungen zu Grunde liegen, bis zu deren Wurzel eindringt. Nur so kann die Wissenschaft, so lange sie die gekennzeichnete Form hat, eine fruchtbare Fortpflanzung erfahren.

Ohnedies wird sie nur hämischen Anfeindungen, Verkleinerungen und Verketzerungen ausgesetzt sein. Sie wird im besten Fall auf die Menge des unbefangeneren Publikums einen unmittelbaren Eindruck üben, der sie vorläufig vor vollständiger Vergessenheit schützt, übrigens aber der Unfestigkeit seiner Formen willen nicht ausreicht, ihr sofort oder bald den gebührenden Einfluss zu verschaffen. Sie scheitert alsdann zunächst an der vorläufigen Unmöglichkeit leicht verständlicher Beweismittel.

Dieses Schicksal ist allen Wissenszweigen gemein, die nicht den sichern Gang einer strengen Wissenschaft gehen, und selbst in den allerstrengsten Gebieten, wie in der Mathematik und Mechanik, ist es nur der überwiegend grössere Theil ihres Inhalts, für den es ganz feste Kriterien giebt, während gewisse Parteien auch hier die Fortschleppung von Meinungsstreitigkeiten durch Jahrzehnte, Menschenalter und bisweilen durch Jahrhunderte zulassen. Irgend einmal muss aber für jedes Wissensgebiet die Krisis eintreten und der Uebergang von den schweifenden chaotischen Gestaltungen zu der Bearbeitung nach bewussten Normen und ausreichenden Kriterien der Wahrheit vollzogen werden. Für die Nationalökonomie ist diese Krisis jetzt eingetreten und grade darum möglich geworden, weil der verhältnissmässig reiche, aber nicht fest an einander geschlossene und wenig geformte Stoff die Bethätigung formaler Principien der sichern Erkenntniss lohnend macht.

Sie werden es mir erlassen, mich auch nur mit einem Gran Pseudobescheidenheit vor dem gesunden und natürlichen Sinne bloszustellen. Ich erlaube mir daher, Sie darauf aufmerksam zu machen, dass mir nicht blos die Widersacher, sondern in einem gewissen Maass auch die Anhänger meiner auf Kritik im Sinne der Krisis gerichteten Arbeiten nicht die ganze Tragweite meines Unternehmens zugerechnet haben. Wäre eine Nationalökonomie von streng wissenschaftlicher Form bereits vorhanden, so würde der Titel meines Buchs die handgreiflichste Anmaassung sein. So aber steht es in unserm Wissensgebiet ähnlich, wie in der Philosophie; es giebt Systeme und Richtungen, aber es fehlt an der Nationalökonomie ohne Beinamen. Es giebt eine List-Careysche Oekonomie; es giebt eine Formulirung der

ältern Anschauungen unter dem Namen der Smithschen Oekonomie; es giebt als Bestandtheile der eklektischen Gedankenkreise mercantile oder physiokratische Farbennüancen und Richtungsdifferenzen; es giebt einen Malthus-Ricardoschen Anschauungskreis; es giebt Behandlungsarten der Oekonomie mit Beimischung geschichtlicher oder anderer Manieren; kurz es giebt Allerlei, nur nicht — die eine allgemein verbindliche Wissenschaft, deren gemeinsamer Besitz eine Anzahl von Richtungsverschiedenheiten zu überragen und so ein loyales Zusammenwirken sowie einen allseitigen Gebrauch der erworbenen Einsichten und Elemente der Wahrheit möglich machte. Da tritt z. B. ein Macleod mit seiner abweichenden Credittheorie auf, und siehe da, es wird nichts entschieden; man dissentirt über einen verhältnissmässig klaren Gegenstand getrost weiter fort, und Alles dies offenbar nur im Vertrauen auf die vorläufige Unmöglichkeit einer für alle Welt klaren und unabweisbaren Demonstration. Dieser Zustand, den ich früh erkannte, hat mich einst bestimmt, die Beschäftigung mit der Nationalökonomie zeitweilig durch eine andere Gattung von wissenschaftlichen Untersuchungen zu ersetzen, und erst die Bekanntschaft mit Carey's Leistungen, an welche sich diejenige mit den Arbeiten des verleumdeten und auf Universitäten grundsätzlich ignorirten List knüpfte, hat mich bestimmt, meine alten Ideen wieder aufzunehmen, — eine Sache, die sonst erst in einem andern Zusammenhang Wirksamheit erlangt hätte. Zu diesen alten Ideen gehörte die deutlich und klar vorgestellte Einsicht, dass die ganze Art und Weise des in dem Werke von Adam Smith herrschenden Raisonnements, welches bisher niemals durch ein anderes ersetzt worden ist, eine äusserst erhebliche und folgenschwere Lücke habe. Diese Lücke ist, wie Sie aus meiner kritischen Grundlegung wissen, die quantitative Unbestimmtheit derjenigen Schlussverkettungen, die sich auf Zustände und Vorgänge oder überhaupt auf Phänomene beziehen, deren gegenseitige Einwirkung gar nicht ohne eine wenigstens stillschweigende Rücksicht auf die Grössenverhältnisse entschieden werden kann. Jegliches Urtheil über ursächlichen Zusammenhang muss unlogisch ausfallen, so lange es den nothwendigen Voraussetzungen der definitiven und bestimmten Entscheidung keine Rechnung trägt. Neben der vagen Logik der Begriffe steht die bestimmte

Logik der Quantitäten. Wenn nun auch in einigen Fällen die Logik der blossen Begriffe irgend eine Allgemeinheit entscheiden kann, so giebt es doch ein ganzes Gebiet, für welches die Möglichkeit des Urtheilens überhaupt erst mit der Erwägung der Quantitäten beginnt. In einem solchen Fall (wie z. B. in den Rechenschaftsablegungen über das Concurrenzspiel bei der Combination mehrerer Concurrenzphänomene) heisst, ohne die Dazwischenkunft der Grössenveranschlagung urtheilen wollen, genau ebenso viel, als Mathematik ohne Rücksicht auf Grössenverhältnisse zu produciren versuchen. In einem solchen Fall ist nämlich der Ausspruch einer Wahrheit oder die Formulirung eines Gesetzes in strenger Form nicht ohne Hinweisung auf Grössenvoraussetzungen möglich, und so sehr dieser Umstand auch durch das Stillschweigen über die Vorbedingungen der geäusserten Ansicht verdeckt werden möge, so ist er doch um nichts weniger erheblich und fordert nur um so mehr zu einem Zurückgreifen auf die Glieder des Raisonnements auf. In diesen Bestandtheilen des vorangegangenen Raisonnements wird sich dann gewöhnlich die Leichtfertigkeit, welche die Brücke von Begriff zu Begriff ohne Rücksicht auf das Wieviel geschlagen hat, mit Händen greifen lassen. Gegen diese Leichtfertigkeit habe ich mich erklärt und als kritisches Hauptprincip, oder, wenn Sie wollen, als Hauptprincip der Krisis diejenige Rücksicht hingestellt, welche alles strenge Wissen seine erste Entstehung und seinen unzweideutigen sicheren Fortbestand verdankt.

Nun weiss ich allerdings recht wohl, dass die neue kritische Methode leicht fasslicher Anwendungen bedarf, um sich geltend zu machen. Mein ganzes Buch ist eine einzige Consequenz derselben, und ich habe nicht versäumt, am rechten Orte einzelne Fälle besonders auszuzeichnen. Die neue Theorie der Handelsbilanz, die Aufdeckung der Einseitigkeiten Adam Smith's in seiner über das Ziel schiessenden Kritik der mercantilen Vorstellungsart, die strenge Ausgleichung der modernen, List-Carey'schen Auffassung mit dem Richtigen der bisherigen Ueberlieferung; — dies wäre nicht möglich gewesen, wenn ich nicht das Quantitätsprincip zum Compass gehabt hätte. Auch habe ich nicht etwa mit der Entstehungsart meiner Gedanken zurückgehalten, sondern dem Leser Beschaffenheit und Theorie,

ja ich möchte sagen, eine Gebrauchsanweisung der in Frage stehenden Bussole ausführlich und in speciellen Beispielen mitgetheilt. Dennoch hat es Krittler gegeben, die in ihrem sogenannten Bericht für Zeitschriften des Faches kein Wörtchen von meinem kritischen Ausgangspunkt erwähnt, d. h. die Hauptsache aus Unfähigkeit, Leichtfertigkeit oder Malice, vielleicht auch in Folge der Vereinigung dieser drei Eigenschaften gänzlich unberührt gelassen haben.

Sie werden fragen, wie unter solchen Umständen das Publikum von dem, was in der Wissenschaft vorgeht, Kunde erhalten soll. Indessen es ist ja die Regel, dass selbst Männer des Fachs mit dem besten Willen und nebenbei oft mit grosser Sagacität, um nicht zu sagen Spürkraft ausgestattet und mit den Manierchen der Coterieorgane wohl vertraut, nicht im Stande sind, von dem wirklich Bedeutenden Notiz zu erhalten. Macleod kam erst acht Jahre nach dem Erscheinen der Harmonien Bastiats dazu, dieselben kennen zu lernen, obwohl der Inhalt derselben grade für ihn von ganz besonderem Interesse war. Wir können uns also trösten; die sogenannten Berichte sind meist Entstellungen in jener Manier, von der Herr Roscher vor 25 Jahren in den Göttinger gelehrten Anzeigen (Juli 1842) ein classisches Beispiel geliefert hat, indem er als Göttinger Privatdocent das „Nationale System“ unseres grossen List recensirte. Wenn ich daran denke, was Herr Roscher damals auf den fraglichen paar Bogen producirte, und wie ihm bei aller schulmeisterlichen Ueberhebung doch die Hauptpunkte entgingen; wenn ich ferner bedenke, welchen Ton der junge Mann anschlug, der sich etwa an der Grenze der Grossjährigkeit befinden mochte; wenn ich ferner die Motive überlege, welche den damaligen Affiliirten der Göttinger Universität geleitet haben müssen, so werde ich immer gleichmüthiger über die Art, wie die heutigen jungen Knospen sich an irgend einem Stamm entfalten und bei ähnlichen Gelegenheiten benehmen mögen.

Dreizehnter Brief.

Wenn Parteiwuth und Parteibeschränktheit die Feder führen oder erkünsteltes Ignoriren als bestes Auskunftsmittel eingeben, so ist dies immer noch erträglicher, als wenn es blos gelehrtes oder literarisches Cliqueninteresse ist, was zu den Fälschungen veranlasst. Am allerniedrigsten steht aber das in letzterer Beziehung sehr nahe liegende Schmarotzerthum. — Nicht eine totale Differenz im Standpunkt, nicht etwa blinder Hass gegen den Schutzzoll hat die von mir neulich erwähnte Recension des Listschen Werks eingegeben. Lassen Sie die paar Bogen einmal zur Uebung von Ihrem Sohn durchlesen; er wird seine Psychologie und Charakterkenntniss durch aufmerksame Betrachtung des Inhalts ungewöhnlich bereichern können, zumal er das Listsche Werk selbst gehörig studirt hat. Der Recensent ist so weit entfernt, den industriellen Schutzgedanken List's principiell zu bekämpfen, dass er unserm grossen Nationalökonomen vielmehr gemüthlichst die Vorhaltung macht, dass nach dem Industrieschutz auf einer noch höhern Culturstufe auch der directe Schutz des Ackerbaus an die Reihe kommen müsse, und dass er diese Nothwendigkeit ganz ausser Acht lasse. Ferner wird die unumwundene Erklärung List's gegen die Englischen Kornzölle, die ein halbes Jahrzehnt später wirklich beseitigt wurden, stark bemängelt. Ich führe dies nur an, um festzustellen, dass nicht freihändlerischer Parteihass der Grund jener unwürdigen Behandlung unseres einzigen Nationalökonomen von Seiten des Herrn Roscher gewesen ist. Der letztere behauptete vielmehr, dass er alle Wahrheiten,

die sich im Buche List's fänden, bereits in seinen Vorlesungen gelehrt und vorweggenommen habe. Ist das nicht erbaulich? Hier haben Sie schon den Keim des Pseudohistorismus, hier schon den Anfang dazu, die echte Geschichtlichkeit eines List durch die Inhaberschaft einer Sammlung von Lesefrüchten zu ersetzen. — Manchmal scheint sich bei dem Verfasser der fraglichen Recension so etwas wie instinctive Gewissensregung eingefunden und vermöge der Furcht zu ganz unvereinbaren Aeusserungen ausgepresst zu haben. Lassen Sie Ihren Sohn diese Mischungen wohl studiren und analysiren. Er wird seine Lebenserfahrung hiedurch entschieden bereichern. Nach einer Reihe von Aeusserungen und Urtheilen, welche auf eine vollständige Verurtheilung des Buchs und auf eine Herabwürdigung seines Verfassers hinauslaufen, „scheidet“ der Herr Referent von dem Werk „mit vorzüglicher Hochachtung,“ und erklärt, damit wir gar nicht in Versuchung kommen, diese Phrase nach Art eines conventionellen Briefschlusses auszulegen, von dem Buch höchst gemüthlich in den Schlussworten: „Ich zweifle nicht, dass es sein Jahrhundert überleben wird.“ — Ja gewiss; es wird sein Jahrhundert überdauern und mehr als dies. Aber auf wie viel Jahrtausende muss wohl Herr Roscher für sich gerechnet haben, als er mit diesem Buch so leicht fertig geworden war und jenes Dutzend Wörter von der „vorzüglichen Hochachtung“ und dem Ueberleben des Jahrhunderts den Göttingischen gelehrten Anzeigen einverleibte?

Ich meinerseits gehe mit meinem Urtheil etwas offener vor. Ich nehme keinen Anstand, zu den Prämissen auch die Consequenz zu ziehen und daher mit Rücksicht auf die behandelte classische Stelle vom Werth sowie überhaupt auf die ganze Charakteristik, die ich von Herrn Roschers gelehrtem Verhalten gegeben habe, den sehr nahe liegenden Schluss hinzuzufügen, dass, wenn es hoch kommt und die Verhältnisse besonders günstig sind, sein Handbuch seine professorale Thätigkeit um ein paar Jahre überleben könnte. Seine übrigen Schriften werden zum Theil schätzbares monographisches Material solange bleiben, als die betreffenden Sammlungen von Notizen nicht in übersichtlicherer Gestalt, vielleicht in alphabetischer Anordnung vorhanden sind. — So viel, was den Verkleinerer List's betrifft. Uebrigens wird

es Sie nicht überraschen, dass neuerdings im Journal des Economistes (März 1867) von einem Herrn Reybaud, der früher schon die Socialisten in einer besonderen Schrift verarbeitet haben soll, ein recht lieblicher Aufsatz über und gegen unsern List zum Besten gegeben worden ist, und dass besagter Herr, der jedenfalls auf Bestellung gearbeitet hat, List und Carey als die „Dissidenten der politischen Oekonomie" bezeichnet. Die Zusammenstellung von List und Carey ist übrigens ein gutes Zeichen und die Wahl der erwähnten Ueberschrift verräth unwillkürlich das Kritische der Situation. Ein Dissidententhum, wohl gar eine Reformation gegenüber der Katholicität und Orthodoxie der Herren von der älteren Tradition; — das ist doch ein sehr bedenkliches Anzeichen. In der Wissenschaft dürfte es doch wohl nicht lange vorhalten, sich mit einfachen Verketzerungen zu behelfen. Dort ist eine ernstliche Spaltung die sicherste Bürgschaft der Unvermeidlichkeit der Krisis und der kritischen Beseitigung der behaglichen Autoritätsrechtgläubigkeit. Wie Herr Reybaud Alles, selbst das Unzweideutigste hämisch entstellt, mag Ihnen der Umstand beweisen, dass er List's auch in Amerika mächtigen und spornenden Gedanken an Deutschland und dessen Schicksal eine „fixe Idee" nennt und noch obenein aus den gemeinsten Motiven äusserlicher Rehabilitation und niedriger Selbstsucht erklärt. Die Deutschen hätten Ursache, schon aus Nationalgefühl diese Entstellungen und Beschimpfungen nicht unbeantwortet hingehen zu lassen. Aber wo wäre bei uns die nationalökonomische Zeitschrift zu finden, die nicht ihre Cliqueninteressen höher anschlüge, als die Ehre der Nation? Bisher habe ich wenigstens in diesen Richtungen bei aller Aufmerksamkeit noch nicht ausfindig machen können, ob denn die grosse nationalpolitische Wendung der letzten Jahre das Selbstgefühl gegenüber dem Ausland nicht wenigstens in einem Minimum wachgerufen habe. — Dieser Herr Reybaud schliesst mit einer Parallele zwischen List und Cobden, die wir zu Gunsten unseres Landsmannes sehr entschieden ablehnen müssen, da sie ihm wahrlich nicht zur Ehre gereicht. In dieser ungeschickten Parallele wird dem verstorbenen Herrn Cobden die Unsterblichkeit vindicirt und von unserm List gesagt, dass er zur „Vergessenheit verurtheilt sei." Dieser Schluss passt wenigstens zu den Intentionen des

Schreibers und ist insofern consequenter als Herrn Roschers Schlusswendung vor 25 Jahren. Allein der Umstand, dass nach einem Vierteljahrhundert gegen das nämliche Buch und noch dazu bei einer andern Nation von der traditionellen und antiquirten Schulökonomie der frühern Zeit her ein Ausfall und eine Verleumdung für nöthig erachtet wird, stimmt nicht ganz zu der auf Vergessenheit lautenden Verdammung. Ich tröste mich über diese Unwürdigkeiten mit der Aussicht auf die nahe Vergeltung. Die Herren Franzosen werden von dem Deutschen, den sie jetzt beschimpfen, noch sehr viel zu lernen haben. Die Zeit wird kommen, in welcher sich ihnen der Geist, der in den Listschen Schriften weht, sehr nachdrücklich fühlbar machen und ihnen den Kitzel verleiden wird, von der „fixen Idee“ eines List wegwerfend zu reden. Diese „fixe Idee“ wird unsern Nachbaren jenseit der Vogesen noch einige Pein verursachen, und Herr Reybaud hätte bedenken sollen, dass er im Jahre 1867 schrieb. Carey's Ansicht über unsern Nationalökonomen ist, wie ich bei Gelegenheit des erwähnten Angriffs erfahren habe, eine derartige, dass sich unsere Nation wahrlich nicht zu beklagen hat. „Das deutsche Europa,“ dies ist die unparteiische Ueberzeugung des grossen Amerikaners, „wird das Denkmal Friedrich List's sein.“ Mit der Aufrichtung dieses Monuments sind wir beschäftigt, und das vereinzelte Standbild in Reutlingen wird bald für die Nation keine Schmach mehr sein.

Indessen, ich werde zu positiv und verliere die Krisis aus den Augen. Die Anzeichen derselben, die man in jenen Regungen des hart bedrängten Irrthums deutlich wahrnehmen kann, verleiten mich zu einer Einlassung auf Ideen, deren weitere Ausführung Ihnen geläufig ist und die zu weit über das Gebiet der Nationalökonomie übergreifen, um aus dem Gesichtspunkt der ökonomischen Krisis angemessen und zureichend erörtert werden zu können.

Die Voraussetzung, dass der Gegensatz zwischen Schutzzoll und Freihandel der kritisch entscheidende sei, ist unzutreffend und beruht, so weit die Angelegenheit mein System betrifft, entweder auf Unkenntniss oder auf absichtlicher Entstellung oder, was allerdings das seltenste

ist, auf Missverständniss. Ich glaube mich schon in der Vorrede meines Buchs deutlich genug ausgedrückt zu haben. Nicht der Schutzzoll selbst, wohl aber das Princip, welches ihm zu Grunde liegt, ist ein bleibendes und von der Zeit unabhängiges. Wir haben daher nicht um diese oder jene Frist nachzusuchen, innerhalb deren die Volkswirthschaft nach den Grundsätzen schutzzöllnerischer Oekonomie zu behandeln und dann der freihändlerischen Principienweisheit zu überlassen wäre; sondern wir haben nach der einen durchgängig maassgebenden Wissenschaft auszuschauen. Diese letztere ist aber für das 19. Jahrhundert zunächst nicht in den Schriften der freihändlerischen Doctrinäre, sondern in den Werken derjenigen zu suchen, die entweder von vornherein wie List, oder erst später wie Carey, die Unhaltbarkeit der freihändlerisch gefärbten Theorie eingesehen haben. Auch ich bin der Meinung, dass für unsere nächsten Interessen und für unsere nächste Umgebung der Gegensatz zwischen den alten wirthschaftlichen Parteien, den Schutzzöllnern und Freihändlern, nicht mehr das alte Gewicht haben kann. Grade ich habe mich sogar besonders bemüht, den alten Gegensatz durch die Betonung des neuen Elements, des dritten und mächtigsten Factors der modernen Gestaltungen auszugleichen. Die socialen Rücksichten sind es, die jetzt das Regulativ der Gruppirung abgeben. Es giebt mithin drei Standpunkte, aus denen die wissenschaftliche Behandlung der Nationalökonomie sehr verschiedenartig ausgefallen ist und auch fernerhin ausfallen muss, nämlich den schutzzöllnerischen, welcher der älteste ist, dann den freihändlerischen, das Kind unreifer Speculation und des einseitigen Einflusses der modernen Verkehrsverhältnisse; endlich den socialen, auf welchem die ganze Oekonomie ein durchaus verändertes Aussehen erhält und sich die Einseitigkeiten und Ausschweifungen der früheren Theorien in nüchterner und streng wissenschaftlicher Weise abthun lassen. Diesen letztern Standpunkt, der allerdings mit dem schutzzöllnerischen weit mehr Berührungspunkte hat als mit dem freihändlerischen, habe ich in meinen Arbeiten vertreten. Mir ist der Freihandel, um den berüchtigten Ausdruck zu brauchen, wirklich ein überwundener Standpunkt. Mir ist es nur unter Umständen um Schutzzölle, im letzten Grunde der Sache aber, um das wissenschaftliche Princip der staatlichen Regulirung zu thun.

Die letztere kann und wird auf höhern Stufen der Entwicklung die negative Form der partiellen Ausschliessung mit der positiven Form der unmittelbaren Förderung vertauschen müssen. Zwischen diesen beiden Formen kann eine Uebergangsepoche der Formlosigkeit und der einseitigen Auflösung liegen; diese heisst dann, wenn auch uneigentlich und nur a potiori so genannt, Freihandel. Thatsächlich ist sie aber eine Zersetzungsepoche aller Bindemittel und in einem gewissen Maasse auch der wirthschaftlichen Ordnung.

Mir ist es, wie Sie hieraus ersehen werden, hauptsächlich darum zu thun, den wirthschaftlichen Nihilismus des laisser aller um seinen wissenschaftlichen Credit zu bringen, und dem Skepticismus, der sich gegen den Staat und dessen wirthschaftliche Functionen kehrt, die wissenschaftliche Basis unter den Füssen wegzuziehen. Die Kunstmittel des Staats, die alten, die erprobt sind, und die neuen, die noch erst anzuwenden sind, sollen im Gebiet des Volkswirthschaftslebens ihre Rechtfertigung erhalten. Dies ist der Standpunkt, von dem meine Bestrebungen in praktischer Beziehung ausgehen. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, stellt sich der Schutzzoll nur als eine Form unter andern, nur als ein vereinzeltes Mittel unter sehr vielen dar, und es ist daher das Für oder Wider in dieser speciellen Richtung gar nicht entscheidend. Die Grundsätze der Besteuerung bieten z. B. vielerlei Anknüpfungspunkte für eine ganz anderartige Finanztheorie, als die von der freihändlerischen Oekonomie befürwortete zu sein pflegt.

Wie wissenschaftlich indifferent meine Kritik dem fraglichen praktischen Antagonismus von Schutzzoll und Freihandel gegenüber in einzelnen Fällen und für besondere Verhältnisse ausfällt, das mögen Sie aus meinem Verhalten gegen solche Theorien entnehmen, die nicht praktisch gegen den Freihandel selbst, sondern nur gegen falsche Arten, ihn rechtfertigen zu wollen, gerichtet sind. Selten hat mich eine Arbeit mehr erfreut, als der statistische Aufsatz von Dudley Baxter über die Eisenbahnen und deren Ausdehnung (Zeitschrift der Londoner statistischen Gesellschaft viertes Quartal 1866). Der Verfasser untersucht in einem Abschnitt seiner ungewöhnlich geistvollen Arbeit die Ursachen der modernen internationalen Verkehrsvermehrungen und kommt zu dem Schluss, dass die grossen Steigerungen von Einfuhr und Ausfuhr

auf Rechnung des Eisenbahnwesens, nicht aber auf die des Freihandels, zu setzen sind. Eine grosse Befriedigung scheint es ihm zu gewähren, das „populäre“ Raisonnement, welches die Export- und die Importziffern als Segnungen des Freihandels deutet, durch eine streng wissenschaftliche Untersuchung umzustossen, und nebenbei auch die amtlichen Documente, die in dieser Beziehung mit den Journalen und populären Beweisführungen auf einer Linie stehen, gründlichst blosszustellen.

Es versteht sich von selbst, dass die erwähnte Seite des Inhalts der Baxterschen Arbeit nach Kräften ignorirt wird. Meinestheils erkannte ich auf der Stelle die Tragweite der Sache und habe hie und da öffentlich auf das Bedeutende dieser Erscheinung aufmerksam gemacht. Die Proben, die ich Ihnen mittheilen werde, dürften Sie überraschen. Herr Baxter führt, obwohl gänzlich gleichgültig gegen den Schutzzoll, doch gegen die freihändlerischen populären Wendungen die wissenschaftlich angemessene Sprache. Er sieht in dem ökonomischen Raisonnement, welches bei uns nur allzu leichten Curs hat, nur ein Stück populärer Oberflächlichkeit. In der That hat er auch eine Leichtfertigkeit des Schliessens aufgedeckt, die an die bekannten Urtheile erinnert, durch welche sich der Aberglaube bildet. Die Verknüpfung von Ursach und Wirkung in Rücksicht auf die Erfolge des Freihandels ist oft nicht mehr berechtigt, als irgend eine gemeine Superstition, welche Beliebiges mit Beliebigem in ursächlichen Zusammenhang bringt. — Wodurch ist diese Baxtersche Kritik nun aber möglich geworden? Nur durch den Tact, mit welchem instinctiv das Quantitätsprincip gehandhabt und das vage Raisonnement durch quantitativ bestimmte Schlüsse ersetzt worden ist.

Vierzehnter Brief.

Es ist höchstens noch das Monopol einzelner Schulrichtungen oder das doctrinäre Interesse von Parteien, was den bedenklichen Zustand der Nationalökonomie in Abrede stellen kann. Die Ursache der Krisis ist eine Doppelte. Einerseits ist es die wissenschaftliche Formlosigkeit der Theorie und andererseits ist es das praktische Interesse der socialen Richtung, wodurch die Berechtigung und Nachhaltigkeit eines Unternehmens, wie das meinige ist, gesichert und eine entscheidende Wirkung verbürgt wird. Sehen Sie Sich im Bereich der laufenden praktischen Fragen um, und Sie werden die Unzulänglichkeit der bisherigen Vorstellungen, Auffassungen und Dogmen zu erproben aller Orten Gelegenheit haben. Wie ohnmächtig steht nicht die traditionelle Oekonomie vor dem socialen Drange des Zeitalters; wie wenig ist sie im Stande, auch nur einen einzigen praktischen Schritt in dieser Richtung zu inauguriren! Allerdings hat sie manche Spielerei, wie z. B. ein in der Hauptsache ganz unerhebliches sogenanntes Genossenschaftswesen hie und da mit Verhüllung ihrer eigenen Inconsequenz unter ihre Protection zu stellen versucht. Was will es aber bedeuten, wenn in Ermangelung von Besserem die bekannte Vereinsspielerei wissenschaftlich bemäntelt, oder auch wohl das Scheinmanöver der Theilhaberschaft am Capitalgewinn, d. h. die augenblicklich in England und Amerika zur Beschwichtigung der Strikes auftauchende sogenannte Cooperation oder Partnership als praktische Lösung der socialen Frage theoretisch mit Gründen der alten Nationalökonomie

umnebelt wird? Ich denke, dass man es getrost den Herren Mill und Fawcett überlassen kann, in dieser Richtung in öffentlichen Briefen wissenschaftlich zu secundiren. Das Auskunftsmittel wird hiedurch um nichts stichhaltiger, sondern schliesslich nur noch mehr blosgestellt. Man will die mächtige Bewegung der Strikes und das noch mächtigere System der rein socialen Coalitionen auf wirthschaftliche Abwege leiten, oder um mich weniger dem Missverständniss auszusetzen, man hat den Instinct, dass die Hinweisung auf wirthschaftliche Geschäftsthätigkeit die beste Ableitung für die zunächst unbequemen Forderungen sei. Indessen diese Ableitung dürfte nur eine Vertagung verbürgen; denn früher oder später muss die Praxis lehren, dass die fraglichen Associationsarten und Vorschläge von Interessencombination nicht zum Ziel führen. Freilich ist auch die Erreichung dieses Ziels von denjenigen, die sich für diesen ganzen Apparat am meisten interessiren, am wenigsten beabsichtigt. Um so schmählicher ist es, wenn selbst das Wenige von Nationalökonomie, was wir als sichern Besitz ansehen können, in den Dienst dieser praktischen Ableitungs- und Ablenkungskunstgriffe gegeben und so um seine Präcision und Strenge gebracht wird. Alle diese problematischen Gestaltungen stehen nämlich entweder mit dem Gesetz der Arbeitstheilung oder mit demjenigen der natürlichen Interessengruppirung auf gespanntem Fuss. Man will vereinigen, was sich naturgemäss sondern muss, und man glaubt Wunder was vorzuführen, wenn man die Fehlgeburten einer falschen socialen Fruchtbarkeit zur Schau stellt.

Bereits Mancher ist in der Lage gewesen, nicht blos sociale Theorie, sondern in grossen Dimensionen sociale Praxis treiben zu können. Warum ist in solchen Fällen nicht durchgegriffen worden? Ich habe hiefür eine einfache Antwort: Weil die Betreffenden nicht wussten, was sie eigentlich thun sollten. Nicht Feigheit, sondern Programmlosigkeit ist in solchen Fällen die Ursache gewesen, dass nichts Ernstliches geschah. An dem Muth und an dem Einsetzen des Rumpfes hätte es schwerlich überall gefehlt, wenn nur der Kopf klar und mit sich einig gewesen wäre. Allein an dieser Stelle war der Ausfall zu suchen. Der Socialismus war eine Sache des Gemüths und der Leidenschaft gewesen und hat erst ganz neuerdings den nüchternen

Verstand in Anspruch genommen. Grade aber hiebei hat sich gezeigt, wie unzulänglich die Grundlage unserer ökonomischen Theorie für die Forderungen der socialen Programmbildung sei. Selbst diejenigen Regierungen, welche etwas thun möchten und aus guten Gründen ein Interesse haben, in der socialen Richtung ein wenig vorzugehen, wissen keineswegs, mit welchen Maassregeln sie zunächst eingreifen sollen. Wüssten dieselben etwas, so seien Sie überzeugt, dass es nicht allzu lange auf sich warten lassen würde.

Unglücklicherweise verhält es sich aber mit den in Frage kommenden Maassregeln wie mit einem völlig unerprobten Arzneistoff, für dessen Prüfung es noch obenein an den gewiesenen und von der bisherigen Wissenschaft verbürgten Wegen fehlt. Alles ist Sache der Speculation; in Nichts kann grade bei dieser Angelegenheit die frühere Regierungspraxis, etwa anderer Länder, weniger maassgebend sein; — denn es ist ja überall dasselbe Bedürfniss und dieselbe Unerfahrenheit beisammen zu finden. Nun sollte man glauben, dass die theoretische Ueberlegung doch im Stande sein müsste, wenigstens ein klein wenig von der Zukunft vorwegzunehmen und anzugeben, wohin die bereits vorhandenen Aeusserungen socialer Energie hinauswollen. Grade aber im Gegentheil verhält sich in diesem Punkt die alte Doctrin ganz negativ; sie verurtheilt die Coalitionsbewegungen als unwirthschaftlich oder wohl gar als politisch, und bekundet hiemit, dass sie von dem Wesen der Socialökonomie so gut wie Nichts versteht. Sie verurtheilt die Gruppirung der Klasseninteressen und giebt hiemit ihre Vorliebe für den Nebel der confusen Mischung zu erkennen.

Das ist das Verhalten der Theorie von ehemals zu den Bedürfnissen der Gegenwart. Jene Theorie ist, um es kurz zu sagen, nicht einmal im Stande, ein aufgestelltes Programm, wie es der Masseninstinct an die Hand giebt, wissenschaftlich zu verstehen und zu begründen, geschweige einen darüber hinausgreifenden Plan selbständig zu entwerfen. Alles drängt heut zur Zusammenfassung der Kräfte und weist auf die Zuspitzung derselben in centralen, von der politischen Macht vermittelten und getragenen Institutionen hin. Was soll uns hier die fixe Idee des Laisser aller? Sie ist nur eine negative Macht, die niemals eine positive Aufgabe fördern wird. Was

sollen uns ferner jene traditionellen Rechenschaftsablegungen über Arbeitslohn, Capitalbildung und Capitalgewinn? Alle diese Einseitigkeiten einer älteren Reflexion, die sich auf ein paar Thatsachen stützten, um dann lustig in die Weite zu schiffen und gelegentlich zu scheitern, — diese sämmtlichen Kabinetsstücke der älteren volkswirthschaftlichen Speculation sind heut meist nur Mittel, den wahren Sachverhalt zu verdunkeln. Sie sind unvereinbar mit alledem, was den praktischen Bewegungen in den verschiedensten Gebieten zu Grunde liegt. Die Lohnregulirung aus einem andern Princip als aus dem Concurrenzspiel in vorgeschriebenen Bahnen ist für jene Art von Doctrinen ganz unerfindlich, ja gradezu eine Ketzerei gegen den Geist derselben. Diese Concurrenz in vorgeschriebenen Bahnen nennt man freies Spiel von Angebot und Nachfrage. Die alte Doctrin hat keine Ahnung, dass sich die Gestaltungskräfte im Grunde der socialen Dinge auch auf die Gestaltung jener Bahnen selbst ausdehnen können, und dass noch keineswegs die Concurrenz und das Gesetz von Angebot und Nachfrage aufgehoben wird, wenn man eine feste Schranke des Spieles mit einer andern Schranke vertauscht. Doch ich will Ihnen nicht wiederholen, was ich in Capital und Arbeit festgestellt habe. In dieser Schrift habe ich in aller Umständlichkeit gezeigt, wie die Lohnhöhe der Regulator des volkswirthschaftlichen Mechanismus sei, und wie mit ihr die Bürgschaft einer Ausdehnung der Production gegeben werde. Die besondere Gestaltung der Coalitionsgebilde ist von mir mit grosser Vorsicht offen gelassen worden, da ich nicht die Absicht hatte, ein Programm für eine bestimmte Situation zu verzeichnen.

Da jedoch augenblicklich die zufällige Conjunctur eine andere ist, so nehme ich keinen Anstand, einen Punkt des Programms, welches ich für das allein ausführbare halte, specieller zu erläutern. Die Ursachen der socialen Bewegung sind keineswegs ausschliesslich, ja wie es scheint nicht einmal vorwiegend in den schlimmsten Uebelständen, im eigentlichen Pauperismus oder im gedrückten Zustande der Massen zu suchen. Wäre dies der Fall, so würde die sociale Machtentfaltung nicht so bedeutsam sein, als sie wirklich ist. Das Elend und die Verzweiflung sind zwar bisweilen kühne Spieler; aber die nachhaltige Kraft für den ausdauernden Kampf ist grade bei ihnen

am wenigsten zu erwarten. In der That sind es auch grade die in der besten Lage befindlichen Arbeiterclassen, welche am nachdrücktichsten vorgehen. Wollte ich paradox sein, so könnte ich sogar behaupten, dass grade die natürlichen und unter den bisherigen Verhältnissen möglichen Verbesserungen der Lage der arbeitenden Classen die socialen Bestrebungen derselben je länger je mehr in den Vordergrund bringen werden. Der ökonomische oder sonstige Machtzuwachs in dieser socialen Sphäre, mithin auch, was ich besonders hervorhebe, der wachsende Wohlstand wird die Forderungen immer mehr spannen lehren und das Bewusstsein der Classenposition und der möglichen höheren Ansprüche an das Leben immer entschiedener ausbilden. Es heisst daher, einen sehr einseitigen Ausgangspunkt wählen, wenn die Vertreter socialer Reformen ausschliesslich auf die Erscheinungen des Pauperismus hinweisen. Der beste Beweis, dass es die culturhistorische Gesammtgestaltung unserer Epoche ist, und dass es überhaupt die modernen Verhältnisse und Ideen sind, welche die sociale Bewegung unterhalten, — der beste Beweis hiefür ist die Thatsache, dass die fraglichen Regungen und Forderungen grade in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, also in einem jungen Lande und unter einer sehr dünnen Bevölkerung, Angesichts der grössten natürlichen Hülfsquellen, am weitesten ausgreifen. Dort ist man bis zur Achtstundenbewegung gelangt und grade dort ist die Lage des Arbeiters die relativ beste. Dort sind seine politischen Rechte die grössten; dort ist seine Lebensweise und Bildung die günstigste, dort der Gebrauch von Unterrichtsmitteln, von Journalen und Büchern in der Arbeiterbevölkerung am meisten heimisch. Lassen wir also einmal das gewöhnlich in den Vordergrund gestellte Elend ausser dem Spiele; verfahren wir wie bei andern Classen, deren sociale Position eine sociale Bewegung einleitet. Verfahren wir, wie es auch im Falle des Grundbesitzes und der Landwirthschaft geboten ist. Dort ist die zweite Hälfte der socialen Frage unserer Epoche zu suchen. Auch dort könnte man in einem gewissen Sinne von socialer Gedrücktheit, ja sogar von Pauperismus reden. Allein es ist passender, die Uebelstände weniger in dieser äussersten Zuspitzung aufzusuchen. Die Landwirthschaft kommt zum Bewusstsein ihrer Position; das ist die

Hauptsache. Ebenso verhält es sich mit der Frage des Massenwohlstandes und der Massenansprüche. Ein neuer Factor greift in das herkömmliche Gemeinleben ein, — das ist, kurz formulirt, die sociale Bewegung, und wenn sie sich wirklich blos auf die Beschaffung von einem Futterminimum beschränkte und in sich nicht die Keime ganz anderer Einflüsse trüge, so wäre sie kaum eines Zehntel der geistigen und wissenschaftlichen Sympathie werth, von der sie unterstützt wird. Ständen die materiellen Interessen und die materielle Reform nicht im innigsten Zusammenhang mit der ganzen Lebensgestaltung; eröffneten sie nicht eine Aussicht auf Umbildungen in anderer Richtung, so wäre die Angelegenheit wahrlich nicht der ganzen Theilnahme werth, die sie gegenwärtig in der civilisirten Welt wach ruft.

Von diesem Standpunkt aus würde auch abgesehen von irgend welcher Spur des Pauperismus eine Reformbewegung erklärlich sein. Die Steigerung der materiellen Mittel und die Hebung des Wohlstandes würde um nichts weniger ein sehr nachhaltiges Thema bilden. Die Verbesserung der Lage nach Maassgabe der jeweiligen Bedürfnisse und Möglichkeiten, die Beseitigung der ausserordentlichen Störungen in ausserordentlichen Situationen, Dies und Aehnliches würde noch immer hinreichende Gelegenheit zu ernstlichen Reformbestrebungen darbieten, und ganz ebenso, wie die leitenden Classen der Industrie gegenwärtig ihr materielles und politisches Programm haben, würden auch die arbeitenden Classen nicht rein passiv bleiben und zwar grade dann am wenigsten, wenn sie übrigens wirklich in ziemlich guter Lage wären. So wenig es also auch möglich ist, die materielle Noth zu leugnen, so liegt doch glücklicherweise nicht allein in ihr die Bürgschaft der Nachhaltigkeit der Reformbewegung und der Nothwendigkeit eines socialen Programms.

Die Organisation der anderwärts durch den Masseninstinct bereits vorhandenen Coalitionsgebilde in irgend einer Form kann nur das allernächste Ziel sein, ist aber grade um dieses Umstandes willen der am wenigsten missverständliche Hauptpunkt des Programms. Ausser dem Einfluss auf die Arbeitslöhne und auf die Arbeitszeit müssen namentlich auch die Arbeiterentlassungen in Frage kommen. Der

Unternehmer richtet sich mit seinem Geschäftsbetrieb so ein, dass er sich und das in dem Geschäft steckende Capital möglichst wenig gefährdet und durch die Zeiten von Krisen und Störungen hindurch steuert. Wer aber lenkt das Schiff der entlassenen und sich selbst überlassenen Arbeit? Wer sorgt dafür, dass die Arbeit nicht unwiederbringlich verloren gehe? Wer nimmt das Interesse auch nur des blossen Unterhalts des unfreiwillig müssigen Arbeiters wahr? Die Bevölkerung treibt, dies ist die Thatsache, steuerlos und hülflos, ja völlig ziellos und unwissend über Ort und Lage hin und her und bleibt in der Hauptsache auf geduldiges Abwarten angewiesen. Dieser Uebelstand, der sich in der besten wie in der schlechtesten Lage von Zeit zu Zeit einstellen muss, ist offenbar dazu angethan, in dem Reformplan die erste Stelle einzunehmen. Es müssen Organe geschaffen werden, welche auch für diese Fälle der Störung Vorkehrungen treffen, und, wenn sie auch keineswegs allem Schaden vorbeugen können, doch für die Arbeit dasselbe thun, was der Unternehmer für sich und die Interessen des Capitals zu thun im Stande war. Wäre das Interesse der Arbeit in solchen Fällen ebenso maassgebend, wie das des Capitals, so würde mehr Stetigkeit und Gleichförmigkeit in den Geschäftsbetrieb kommen, und man würde die Arbeit nicht bei jeglicher Krisis in der bekannten Weise und in dem bekannten Maasse vergeuden. Ueberhaupt würden die Krisen nicht dasselbe Maass von Störung ausüben können; sie würden in den Interessen der Arbeit auf einen ausgleichenden und mildernden Factor stossen, der in der Richtung auf die Erzielung einer Garantie möglichst stetiger Produktion und Comsumtion eingriffe.

Eine blosse Uebergangsreform, aber grade darum als Element des nächsten Programms um so wichtiger, würde hienach die blosse Fondsbildung für Fälle der Arbeitslosigkeit sein. Zunächst könnten die zu formirenden Körperschaften dieselbe übernehmen. Selbstverständlich ist hiebei, dass die Lohnhöhe diese Fondsbildung ermöglicht. Geschieht nun die Lohnregulirung unter dem Einfluss der älteren ganz einseitigen volkswirthschaftlichen Vorstellungen, so muss sie ganz unzweckmässig ausfallen. Nur der Grundgedanke, dass der Lohnfuss nach zwei Seiten der Regulator der Volkswirthschaft ist, nur dieses

Princip, demzufolge die Lohnhöhe nicht blos unmittelbar die Produktion, sondern auch die Consumtion und mit der letzteren mittelbar und in ganz anderer Weise das Maass der Produktion bestimmt, kann hier zum wissenschaftlichen Ausgangspunkt dienen. Grade dieser Gedanke ist aber der alten Oekonomie völlig fremd, und sie steht daher den wirklichen Thatsachen und Bestrebungen gegenüber rathlos da. — Ist nun wohl eine derartige Kluft zwischen der alten Theorie und den Antrieben der neuen Praxis nicht ein unabwendbarer Factor der Krisis? Die praktische Ohnmacht vereinigt sich mit der theoretischen Formlosigkeit, und die vermeintlich in allen Punkten wohlbegründete Doctrin wird doppelt compromittirt, nämlich erstens in ihrer Anwendung auf das Leben und zweitens in ihrer eigensten Behausung. Dieser letztere Theil der Krisis würde auch unabhängig von dem ersteren schon allein ausreichen, eine totale Umbildung und eine neue Grundlegung nothwendig zu machen. Den in dieser Beziehung schwächsten Punkt habe ich in meinem neulichen Brief bezeichnet, und ich glaube nur noch nöthig zu haben, die Entstellungen des Quantitätsprincips und namentlich die oberflächlichen Verwechselungen desselben mit der gewöhnlichen statistischen Methode darzulegen, um die Sache der Kritik und der Krisis sicher zu stellen.

Fünfzehnter Brief.

Die alte bekannte Wendung, welche gegen alles Neue, was sich nicht mit Händen greifen lässt, ausgespielt zu werden pflegt, ist auch gegen meine Arbeit ins Feld geführt worden. Man hat als längst anerkannt und geübt grade das bezeichnet, was ich als durchaus unbekannt und unbefolgt voraussetze. Man hat mein Quantitätsprincip, wo man es überhaupt zu erwähnen für gut fand, als den Leitstern aller bisherigen Forschung und mithin als etwas ganz Altes und Wohlbekanntes gekennzeichnet, wenn letzteres Wort nicht schon zu viel besagt. Man hat hiedurch der eignen Confusion und Oberflächlichkeit allerdings ein schönes Zeugniss ausgestellt. Allein was thut das? Ist doch Niemand da, der diese leichtfertigen Versicherungen vor demselben Publicum, vor welchem sie gemacht werden, widerlegte, und mit den Widerlegungen in besondern Schriften kann man ja in den Zeitschriften wie mit dem ursprünglichen Werk verfahren, d. h. man kann theils verschweigen, theils erdichten, theils entstellen, kurz Halbwahres und gänzlich Falsches nach Herzenslust durcheinandermischen, wobei denn die Herren noch vortrefflich durch ihre naturwüchsige Oberflächlichkeit unterstützt werden. Im fraglichen Fall haben sich Einige träumen lassen, ich hätte wirklich nur den bekannten Aufputz leerer Möglichkeiten mit statistischem Material im Auge. Das ist freilich das Herkommen; aber grade hiegegen habe ich mich mit meinem Quantitätsprincip gewendet. Mir lag es sehr fern, eine Trivialität empfehlen und die gute Lehre wiederholen zu wollen, dass es rathsam sei, sich

um Statistik zu bekümmern. Ich habe im Gegentheil den bekannten Notizenkram für etwas verhältnissmässig Werthloses angesehen, und die statistischen Hinweisungen, die hinterher zur sogenannten Bestätigung ökonomischer Gesetze vorgebracht werden, als völlig unerheblich charakterisirt. Anführungen und Berufungen, die auch wegfallen können, haben, wenn sie sich auch auf Grössenverhältnisse beziehen, nichts mit dem Quantitätsprincip gemein. Der Umstand, dass in meiner Schrift keine einzige Zahl vorkommt, hätte doch wohl auch für den stumpfesten Sinn ein Fingerzeig sein sollen, gehörig aufzupassen, um was es sich handle, und zu überlegen, um was es sich handeln könne. Für diejenigen, welche die exacten Hülfsbeispiele aus der Geschichte der strengen Wissenschaften, und die Aufschlüsse, die ich in dieser Beziehung über die wissenschaftliche Methode überhaupt gegeben habe, nicht verstehen oder vielleicht in ihrer Unkunde für den bekannten Schlag vager naturwissenschaftlicher Metaphern gehalten haben, hätte meine Theorie der Handelsbilanz doch einige Frucht tragen müssen, wenn es ihnen überhaupt auf Verständniss angekommen wäre. Allein sie haben nichts, wirklich gar nichts davon gemerkt, dass sie es mit einem durch eine lange Reihe von Jahren geprüften und erprobten Ergebniss des Nachdenkens über wissenschaftliche Methode und über die Fortschrittsgesetze des Wissens zu schaffen hatten. Umsonst habe ich es ausdrücklich ausgesprochen, dass das neue nicht blos kritische sondern auch schöpferische Princip in einem grossen Theil seiner Anwendungen gar nicht von der Existenz einer eigentlichen Statistik abhängig ist, und dass es sich zunächst nur um Veranschlagungen von Grössenverhältnissen handelt, die der alten Oekonomie ebenfalls zugänglich waren, und durch deren Berücksichtigung sie eine Menge Fehler hätte vermeiden können. Die Raisonnements, die in den besten Schriften, wie z. B. in dem Werk Adam Smith's herrschen, würden ganz anders ausgefallen sein, wenn deren Verfasser das Quantitätsprincip gekannt hätten. Die vagen Möglichkeiten wären nicht als Wirklichkeiten ausgegeben worden, und man hätte die ausschweifende Speculation und den leichtfertigen Fortschritt der Schlüsse gehörig zügeln können, wenn man von der Bedeutung der quantitativen Vermittlung des Urtheilens über ursächlichen Zusammenhang eine Idee

gehabt hätte. In negativer und in positiver Beziehung, in der Beseitigung des üppig wuchernden Unkrauts unzuverlässiger Schlüsse wie in dem Aufsuchen des richtigen Wegs hätte man sehr Erhebliches vor sich bringen können, wenn man auch durch keinen besondern Fortschritt der Statistik unterstützt worden wäre. Die Wissenschaft würde schon heute eine andere Gestalt haben, wenn in der Epoche seit Adam Smith irgend einmal die Einsicht in das Quantitätsprincip, dieses logische Fundament aller höheren und strengen Wissenschaftlichkeit zum Durchbruch gekommen wäre.

Selbstverständlich ist eine exacte und zweckmässige Statistik oft die unerlässliche Voraussetzung, das Quantitätsprincip in einem speciellen Fall zur Anwendung zu bringen. Allein so wenig die Mathematik, abgesehen von der letzten concreten Anwendung derselben, an empirische Grössenmessungen gebunden ist, ebenso wenig ist die Operation mit dem Quantitätsprincip in ihren Anfängen von dem Erfahrungsmaterial abhängig. Man operirt vorläufig mit Grössenvoraussetzungen ganz im Allgemeinen, und schon in diesem Stadium bewährt sich die Wichtigkeit der neuen Methode. Grade schon in diesem Stadium lässt sich nämlich erkennen, was zur Ermöglichung einer sichern Einsicht unumgänglich sei. Man kann demgemäss entweder auf ein Urtheil verzichten oder aber das Material herbeischaffen. So stellt dann der Anfang der Theorie die Forderungen, die zu der Erweiterung derselben führen. Man weiss, in welchen Richtungen die Statistik für die Sätze der Nationalökonomie erheblich werde, und man kann auf diese Weise dem natürlichen Gange der Gedankenverkettung folgen. Man kann aber auch andererseits hoffnungslose Unternehmungen von vornherein und zur rechten Zeit aufgeben. Man kann zwischen dem unter gegebenen Verhältnissen Beweisbaren und dem, was sich zunächst nicht ausmachen lässt, gehörig unterscheiden. Diese Grenzberichtigungen zwischen Irrthum und Wahrheit sind auch nicht gering anzuschlagen, zumal sie gänzlich von der Statistik unabhängig sind. Man kann auf diese Weise das sehr überladene Gebiet der vagen Möglichkeiten und namentlich derjenigen Vorstellungen einschränken, die in der Mitte zwischen blosser Möglichkeit und thatsächlicher Gewissheit, also auf halbem Wege stehen bleiben.

Ich erinnere beispielsweise an Vorstellungen wie diejenige Ricardos, dass der Preis nur nach einem Theil des Angebots regulirt wird. Die quantitative Ueberlegung erlaubt einen derartigen Schluss niemals. Die Aenderung der Productionschancen für einen Theil des Angebots kann nur in dem Maasse wirksam werden, als die Grösse dieses Theils im Vergleich mit den übrigen Bestandtheilen erheblich wird. Quantitativ bringen die verschiedenen Factoren und Kräfte des Marktes ein Ergebniss hervor, an dem sie alle theilhaben. In dieser Beziehung ist die ganze Theorie der Concurrenz und die gewöhnliche Erläuterung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage theils gradezu irrthümlich, theils unvollkommen. Auch die Meinung Ricardos, dass es nur einen einzigen Gewinnfuss für die Erträge des Capitals geben könne, diese Hauptstütze seiner Vorstellungen von der Bodenrente, hätte leicht berichtigt werden können, wenn man die Bestimmungsursachen der absoluten Quanta in dieser Sphäre untersucht hätte. Doch ich will hier nicht speciell theoretisiren. Vergleichen Sie, was ich über die Kräfteverhältnisse im Concurrenzspiel, sowie überhaupt über die Vorstellung der Nivellirung in meiner Kritischen Grundlegung und in Capital und Arbeit ausgeführt habe. Die Meinung, dass sich in der Nationalökonomie Alles nach Maassgabe der vagen Speculation abstract gleichstelle, und dass z. B. in einer gewissen Sphäre des Angebots und der Nachfrage oder, wie man sagt, auf demselben Markt jederzeit nur ein einziger Preis möglich sei, — diese und ähnliche Vorstellungen würden, gelinde ausgedrückt, stark modificirt worden sein, wenn man nicht blos Wirkungen überhaupt, sondern die Quantitäten der Wir kungen combinirt, wenn man also nicht blos vage gedacht, sondern auch, wenn auch nur abstract, gerechnet hätte.

Was das Quantisätsprincip in der speciellen Gestalt seiner statistischen Anwendung vermöge, hat die neulich von mir erwähnte Baxtersche Nachweisung deutlich gezeigt. Im ganzen Bereich der einschlägigen Literatur kenne ich keine so gelungene Probe, und keine so vorzügliche Bestätigung der von mir empfohlenen Methode, als jenen Aufschluss des Herrn Baxter. Bisher hatte man die Export- und Importvermehrungen ganz leichtfertig als Wirkungen des Freihandels hingestellt; man hatte eine Thatsache ohne zureichende Be-

gründung auf eine andere Thatsache als auf die zugehörige Ursache zurückgeführt; man hatte dies aus der Speculation heraus, d. h. nach Maassgabe der Theorie gethan, derzufolge der Freihandel der Ursprung aller Handelsvermehrung sein sollte. Eigentlich und streng genommen konnte man allerdings selbst unter Voraussetzung der Richtigkeit der Freihandelstheorie nichts weiter behaupten, als dass der Freihandel eine Ursache sei, die in der Richtung auf Vermehrung des Austausches wirken müsse. Das Wieviel musste hiebei selbstverständlich ganz unentschieden gelassen werden. Erst die wirklichen Vermehrungen konnten zeigen, wie es sich mit der Grösse der Einwirkung verhalte. Nun hat sich aber leider durch Vermittlung des Herrn Baxter eine neue Ursache angemeldet, die ihre Ansprüche durch Nachweis ihrer quantitativen Erheblichkeit beurkundet. Ohne diesen letztern Nachweis würde sie nichts weiter als gleiches Recht haben fordern können. Wir hätten zwei Ursachen der Exportvermehrung, den Freihandel und die Eisenbahnen, und es stände in Jedermanns Belieben, was er auf Rechnung der einen und was er auf Rechnung der andern setzen wolle. Ja es bliebe noch eine dritte Möglichkeit offen; man könnte nämlich (und dies wäre das Gescheuteste) erklären, dass die eine Ursache, nämlich die Eisenbahnen, nur secundär sei oder mit andern Worten, eine ganz untergeordnete Rolle spiele. Das wäre wenigstens eine der freihändlerischen Oekonomie ganz würdige und ihren Leichtfertigkeiten ganz entsprechende Wendung.

„Die allgemeine Meinung ist unzweifelhaft die, dass der Freihandel die vornehmste Ursache des seit 1842 stattgehabten Anwachsens des Englischen Handels sei. Wir finden diese Meinung täglich in Zeitungen und Zeitschriften, in Reden und parlamentarischen Actenstücken. Ich habe eine recht geschickte Denkschrift vor mir, welche neuerlich von dem Handelsamt ausging und den Fortschritt des Britischen Handels vor und nach der Annahme des Freihandels betrifft. In derselben herrscht der erwähnte Gesichtspunkt ebenfalls vor, d. h. es sind die den Export und Import seit 1842 betreffenden statistischen Thatsachen hauptsächlich als Ergebnisse des Freihandels aufgeführt. Allerdings findet sich darin ein Vorbehalt, welcher anerkennt, „„die Vermehrung der Productivkraft und andere Ursachen hätten materiell

in der Hervorbringung dieser grossen Entwicklung mitgewirkt.““ Allein in den Zeitungsanführungen und Besprechungen wurde dieser Vorbehalt gar nicht berücksichtigt, und die Resultate der Denkschrift wurden ganz und gar dem Freihandel zugeschrieben.“ (Zeitschrift der Londoner statistischen Gesellschaft, December 1866, S. 586.) — Diese Worte aus dem ungewöhnlich geistvollen Aufsatz des Herrn Baxter zeigen, wie er die Wissenschaft im Gegensatz zu den populären Parteiauslegungen der Thatsachen versteht, und wie ihn die Autorität amtlicher Documente nicht im geringsten beirrt. Was gab ihm diesen ruhigen Muth, der allgemeinen Meinung im Herzen Englands selbst mit der grössten Bestimmtheit zu widersprechen und sein abweichendes Resultat an deren Stelle zu setzen? Offenbar nur die Ueberzeugungskraft, welche seine exacte Methode mit sich brachte. Erstens hatte er constatirt, dass die Handelsvermehrungen mit der Aera der Eisenbahnen und nicht erst mit der Epoche der Zollermässigungen beginnen. Er hatte durch Hinweis auf die früher constanten und dann plötzlich erheblich geänderten Verkehrssummen jenen Schluss unausweichlich gemacht. Er hatte zweitens die fortschreitende Meilenzahl der Communicationsmittel von Jahr zu Jahr mit den Zunahmen des internationalen Handels verglichen und eine in einem solchen Grade zutreffende Correspondenz zwischen den beiden fraglichen Phänomenen entdeckt, dass der ursächliche Zusammenhang zwischen ihnen nun gar nicht mehr zweifelhaft sein konnte. Die principale Ursache war also hier mit einem vorzüglichen Tact ganz so aufgefunden, wie es das Quantitätsprincip methodisch vorschreibt. Die Eisenbahnen und nicht der Freihandel hatten sich als diejenige Ursache erwiesen, welche für die Grössen der Export- und Importsummen im eigentlichen Sinne des Worts maassgebend gewesen war. Ich kann Ihnen Herrn Baxters Material hier nicht excerpiren; aber der Aufsatz ist ein einziges und unvergleichliches Meisterstück der Combination des nüchternen Grössenprincips, der sorgfältigsten Untersuchung des ursächlichen Zusammenhangs und der geistvollsten, von einer lebendigen Phantasie getragenen Auffassung und Auslegung der Thatsachen. Er steht in der modernen Literatur ganz isolirt; und ich wüsste nichts, was ich ihm in seiner Art an die Seite stellen könnte. Er ist auch seines übrigen vorurtheilsfreien

Inhalts wegen vor allem Andern lesenswerth, und was mich speciell betrifft, so muss ich in demselben eine unabsichtliche Bewahrheitung der Gediegenheit und Fruchtbarkeit des Quantitätsprincips erkennen. Wenn derartige Untersuchungen schon früher nachzuweisen wären, oder wenn die fragliche Methode, wenn auch ohne bestimmtes Bewusstsein, so doch thatsächlich mehrfach oder gar vorherrschend zur Anwendung gelangte; dann hätten meine Widersacher Recht. Leider steht aber das Beispiel ganz vereinzelt da, und selbst wenn sich ein paar unerheblichere Beläge hie und da noch auffinden liessen, so würde dies in der Hauptsache nichts ändern. Auch ist es nicht genug, dass einmal gelegentlich unter Zehntausenden von Fällen in einem derselben instinctiv der richtige Weg betreten wird. Man muss von der Methode und deren Wichtigkeit ein klares Bewusstsein haben; allein hieran fehlte es bisher vollständig. Wie wäre auch wohl sonst die vermeintliche Theorie der Induction, die sich in Herrn Mill's Sammlung logischer Gedanken finden soll, nichts als eine Schaustellung der Unkenntniss und Vernachlässigung des Quantitätsprincips in Gebieten, in denen es längst praktisch heimisch ist, wenn es auch von keinem Logiker und von keinem sonstigen Theoretiker der Methode in seiner Bedeutsamkeit erkannt und formulirt worden ist?

Nicht einmal darüber, wie sich eine vorherrschende Ursache von jeder beliebigen mitwirkenden Ursache unterscheide, lässt sich ohne das Quantitätsprincip Rechenschaft geben. Principale Ursachen sind auch quantitativ entscheidende und mithin im eigentlichen Sinne des Worts maassgebende Ursachen. Gewöhnlich aber ist die Vorstellung von einer vorherrschenden Ursache sehr nebelhaft, und die gewöhnlichen Theoretiker flüchten sich in allen Fällen, in denen sie in Verlegenheit gerathen, hinter das Zusammenwirken der verschiedenen, sämmtlich betheiligten Ursachen. Das Quantitätsprincip ist ein Mittel, diese Beliebigkeit der Auswahl abzuschneiden und die Schriftsteller zu nöthigen, sich einwenig nach Anhaltspunkten für die Erkenntniss des principal entscheidenden Zusammenhangs umzusehen.

Um einem Kritiker einer meiner früheren Schriften in Rücksicht auf das Quantitätsprincip kein Unrecht zu thun, muss ich Ihnen doch schliesslich noch mittheilen, dass Herr Keleti durch die blosse Lectüre

von „Capital und Arbeit“ bereits auf das in meiner Art zu denken aufmerksam geworden ist, was ich erst in der Kritischen Grundlegung, die er noch nicht vor sich hatte, speciell formulirt, und an die Spitze der Theorie gestellt habe. In seiner sehr ausführlichen Berichterstattung über mein Buch an die Ungarische Akademie (April 1866; Abhandlungen 1867 S. 390—421) hebt er beifällig hervor, dass ich auf die quantitativen Beziehungen besonderes Gewicht legte. Er hat also in einer Schrift, in der das Quantitätsprincip gar nicht methodisch betont wird, das herausgefunden, was die andern Herren, nachdem ich es in der Kritischen Grundlegung zum Eckstein gemacht, entweder gar nicht bemerkt oder aber als das ihnen wohlbekannte unkritische Verfahren des Aufputzes mit statistischen Thatsachen ausgelegt haben.

Sechszehnter Brief.

Der Zusammenstoss zwischen dem Careyschen System und der älteren Ueberlieferung; die umwälzende Bedeutung, welche einige ganz neue Lehren, wie die vom Werth und die vom Gange der Bodencultur, für alles Bisherige haben müssen; die Ausstellung der Beschaffenheit der Doctrinen der einzelnen renommirteren Gegner in der Reihe der lebenden Schriftsteller; die positive Hinweisung auf die kritische Methode; die neue Grundlegung, die in erheblichen Richtungen bereits ausgeführt ist und den weiteren Aufbau und Ausbau möglich macht; das neue Licht, welches über die mit Unrecht zur Seite gedrängten Schriftsteller, namentlich über Friedrich List verbreitet worden ist; die reformatorischen Doctrinen über das Wesen des Credits, welche bei Macleod die Grundlage einer veränderter Anschauungsweise bilden, und von mir als Ausgangspunkt für eine durchgreifende Umgestaltung der Credittheorie benutzt worden sind; der praktische Zusammenhang, in welchem die Umwälzungen und Bereicherungen des Wissens zu den dringendsten Fragen der Zeit, zu der Arbeiterfrage und zu der Lage der Landwirthschaft stehen, die Eröffnung einer Aera der wirthschaftlichen und finanziellen Consolidirung Deutschlands; die immer mächtigere Entwicklung der grossen Nationalstaaten mit ihren concentrirten Einrichtungen der Verkehrsmittel und des Bankwesens; der Aufschwung, welchen bei uns der nationale Gedanke und die Staatsidee genommen haben; die gleiche Lehre, die in dieser Beziehung von jenseit des Oceans und bei uns ertheilt wird, nämlich dass die Nationalökomie

zu einem guten Theil Staatsökonomie sei und sein müsse; — alle diese theils theoretischen, theils praktischen Umstände und Thatsachen sind ganz danach geartet, für den Rest des Jahrhunderts die Herrschaft anderer Ideen und die Früchte einer theoretischen und praktischen Krisis von grossen Dimensionen in sichere Aussicht zu stellen.

Bisher sind wir in Deutschland nur erst in sehr geringem Maass an die wirthschaftliche Discussion und an die bewussten socialen Kämpfe gewöhnt worden. Unser grösster Nationalökonom, dessen Verkleinerer grade dieselben Leute sind, die sich um die Herabwürdigung Carey's verdient machen, ist jener Ungunst der Umstände und jener wirthschaftlichen Unreife der Nation zum Opfer gefallen. Jetzt aber leitet sich die Epoche ein, in welcher er erst in seiner wahren Grösse hervortreten kann. In der alten wie in der neuen Welt, auf diesen beiden Schauplätzen seines Denkens und seiner Wirksamkeit, ist eine zukunftreiche Nation im Begriff, sich zu einem eigentlichen concentrirten Staat zusammenzufassen und die Zerfahrenheit des Particularismus und der Secession zu bewältigen. In den Vereinigten Staaten, die sich bemühen, ein Staat zu werden, ist der Ausdruck „Nationales System“ zu einem volkswirthschaftlichen Schlagwort geworden, welches dem dortigen Patriotismus, dem auf politische Concentrirung und wirthschaftliche Zusammenfassung gerichteten Streben der aufgeklärtesten Patrioten als Unterscheidungszeichen dient. Bei uns wird eine ähnliche Wendung nicht allzu lange auf sich warten lassen. Auch wir werden uns üben, in der Oekonomie politischer zu denken und die bodenlosen Speculationen eines falschen Kosmopolitismus abzuweisen. Auch wir werden allmälig zum Verständniss der heuchlerischen Zumuthungen gelangen, die den Frieden und den allseitigen Vortheil im Munde, früher blos das Interesse Englands betrafen, jetzt aber auch das anderer Nebenbuhler fördern sollen. Die Nation wird immer mehr aufgerüttelt werden, je näher ihr die Aufgabe tritt, ihre materiellen Mittel in grösseren Dimensionen und weit ausgiebiger als bisher zu entwickeln. Sie steht vor der Nothwendigkeit, verhältnissmässig schnell eine Seemacht zu werden. Sie muss ihre Gesammtfinanzen sehr erheblich vergrössern und wird zu diesem Behuf durch Umgestaltung

und Erweiterung des Steuersystems Eingriffe in ihren Haushalt machen müssen, welche die volkswirthschaftlichen Gegensätze von Neuem spannen und hiedurch auch die Gedankenkraft anregen werden. Die Doctrin wird vollauf zu thun haben, das neue Material zu bewältigen, und sie wird in die heilsame Lage kommen, sich energisch an dem Leben und seinen Kräften zu messen. Die einheitliche und centrale Regulirung des deutschen Bankwesens ist auch eine der nicht mehr allzu fernen Aufgaben. In diesem Gebiet werden die Ansichten aufeinanderstossen, und der bekannte Trost, es hier wie im Fall des Schutzzolls mit einem vermeintlich gänzlich überwundenen Standpunkt zu thun zu haben, kann sich hier ganz und gar nicht einfinden. Die Gesammtorganisation des hypothekarischen Credits ist noch dringender und liegt noch näher; sie ist eine Existenzfrage des deutschen Grundbesitzes und der deutschen Landwirthschaft. Es wird sich ausserdem zeigen, dass man nicht einzelne Stücke der materiellen Interessen und des volkswirthschaftlichen Rechts zur gemeinsamen Behandlung durch die Nation ausscheiden kann, ohne nach und nach das ganze wirthschaftliche System in allen seinen concentrirten und übergreifenden Organen zum Gegenstande einheitlicher Gesetzgebung und Verwaltung zu machen. Dieser Verschmelzungsprozess, der in jedem Falle eintreten muss, und auch dann noch Bedeutung behält, wenn sehr schnell eine straffe Einigung durch besonders günstige Zwischenfälle herbeigeführt werden sollte, — dieser unumgängliche Einigungsprozess aller materiellen Beziehungen und Interessen der gesammten Nation wird in die traditionelle Trägheit einzelner Institutionen und Anschauungen eine gewaltige Fermentation bringen. Wird man nun etwa diesen neuen Verhältnissen mit der alten importirten Weisheit völlig gewachsen bleiben? Es könnte immerhin sein, wenn wir nur nicht schon am letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wären, des Jahrhunderts der Technik und der Eisenbahnen, der praktischen Erfolge und der theoretischen Anschauungsweise der Naturwissenschaft, der Wachrufung des Massenbewusstseins und der Erweckung ganzer Nationen aus ihrer bisherigen Lethargie. Die Epoche der Einführung der politischen Massenrepräsentation ist sicherlich nicht dazu geeignet, alle Fragen nach der alten Schablone entscheiden zu lassen. Was birgt

nicht schon das einzige Wort Capital für praktische Kämpfe und theoretische Streitigkeiten in allen Richtungen in sich?

Ohne paradox zu werden, kann man zuversichtlich behaupten, dass es fast ausschliesslich das Thema vom Capital ist, was praktisch und theoretisch in allen Hauptrichtungen der Volkswirthschaft und Volkswirthschaftslehre Krisis und Kritik mit sich bringt. Die Variationen dieses Thema erläutern die ökonomischen Hauptirrthümer und Hauptwahrheiten, durch die das Jahrhundert ausgezeichnet ist. In den falschen oder einseitigen Ideen über das Capital und noch specieller in den Vorstellungen über seine Fixirung und Beweglichkeit sowie über das Verhältniss seiner festen und seiner beweglichen Elemente wurzeln die verschiedenen streitigen Auffassungen von Capitalgewinn, Bodenrente und Arbeitslohn. Eben dort entspringt auch der Gegensatz zwischen der individualistischen und der staatlichen Wahrnehmung der Interessen; dort hat auch das Princip der Schöpfung dauernder Productionsinstitutionen seine Quelle. Nicht minder ist die Ursache der wachsenden Bedeutung der im Boden fixirten Werthe aus jenem Gebiet her zu erklären, und es giebt auf diese Weise fast kein Capitel der politischen Oekonomie, dessen Sicherheit nicht auf die Richtigkeit jener Vorstellungen vom Capital und seiner Existenzweise gebaut wäre.

Erinnert man sich nun aber, wie beengt um nicht zu sagen beschränkt die Ideen vom Capital und seiner Rolle in der landläufigen Oekonomie zu sein pflegen, so wird man nicht Anstand nehmen, diejenigen Wendungen, welche unmittelbar die Aufklärung des Denkens über das Capital zum Gegenstand haben, für durchgreifende Elemente der theoretischen und praktischen Reform gelten zu lassen. Man wird sich alsdann nicht mehr darüber wundern, dass sich die grösste Macht des gegenwärtigen Lebens mit dem Schwerpunkt des Ideenganges eines halben Jahrhunderts beisammen findet.

Wenn einst eine rein historische Kritik einen Rückblick auf die erste Phase der Nationalökonomie als Wissenschaft werfen kann, dann wird dieser Bericht hauptsächlich auf zwei Umstände, einen formalen und einen materiellen, als auf die Ursachen der verhältnissmässigen Verworrenheit des letzten Drittel des achtzehnten und der ersten zwei

Drittel des neunzehnten Jahrhunderts hinzuweisen haben. Die in der erstern Beziehung sich aufdrängende Thatsache wird die Abwesenheit des alsdann allbekannten und Jedermann geläufigen quantitativen Schliessens sein. Man wird kaum begreifen, wie eine so nahe liegende Grundregel der strengen Methode so lange unerkannt und unangewendet bleiben konnte. Man wird von der früheren Epoche sagen, dass sie sich verhalte wie die antike, speculirende und die vagen Vorstellungen hin und her werfende sogenannte Naturerkenntniss oder vielmehr Naturphilosophie zur modernen eigentlichen Naturwissenschaft, zu der Wissenschaft, deren strengste Theile von einem Galilei und zwar durch nichts Anderes als durch Einführung des Quantitätsprincips in's Dasein gerufen worden sind. Uebrigens wird man staunen, welch eine Häufung von unzusammenhängenden Thatsachen ohne irgend welche ernstliche Bemühung um die Herstellnng eines nennenswerthen Zusammenhanges möglich gewesen sei.

In der zweiten Beziehung wird man von der Verworrenheit Rechenschaft ablegen, welche die um das eine Wörtchen Capital gruppirten Thatsachen und Vorstellungen in den Kämpfen des Lebens wie in den Streitigkeiten des Wissens zu beherbergen vermochten. Man wird die ganze sectenmässige Spaltung des ökonomischen Strebens und Denkens, (ja man wird ungenirt sagen, des ökonomischen Glaubens) mit der nebelhaften Gestalt vergleichen, in welcher die ökonomischen Phantasien über das Capital zur Welt kamen. Man wird in dieser Hinsicht keinen sonderlichen Unterschied zwischen den Utopisten der Nationalökonomie im engern Sinne und den eigentlichen Socialisten zu verzeichnen haben. Im Gegentheil wird der Ausschlag der Waage eher noch zu Gunsten der socialen und socialistischen Formlosigkeiten als zum Vortheil der specifisch nationalökonomischen Beschränktheiten ausfallen. Nirgend wird man jedoch ein klares und deutliches Bewusstsein von dem verschiedenartigen Wesen und den mannichfaltigen Functionen derjenigen Realitäten antreffen, die von dem vieldeutigen Terminus Capital gleichsam verschlungen wurden. In der Region dieser Unklarheit wird man den zweiten grossen Mangel der Wissenschaft und die Werkstätte für die colossalen Ausgeburten und Irrthümer anzuerkennen genöthigt sein. Es wird sich alsdann fast keine

einzige Lehre von grösserer Tragweite und Bedeutung angeben lassen, die nicht mit der Unsicherheit des Vorstellens und Wissens jener Art in Zusammenhang gebracht werden könnte.

Man wird die Malthussche Theorie verurtheilen und hinzufügen, dass ihr Urheber sehr unvollkommne Vorstellungen von der Capitalkraft und dem durch dieselbe vermittelten Fortschritt hatte. Man wird die Ricardosche Lehre von der Bodenrente als einen für die Wissenschaft charakteristischen Irrthum bezeichnen und wird die Erzeugung dieses Irrthums dadurch erläutern, dass man den in der Aufstellung dieser Theorie leitenden Capitalbegriff zergliedert und seine täuschenden Eigenschaften nachweist. Man wird andererseits zeigen, wie aller Fortschritt der Wissenschaft mit der Lichtung grade jener Dunkelheiten Hand in Hand gegangen sei, und wie die Errungenschaften der besseren Einsicht grade bei denen zu finden seien, die sich von den Beschränktheiten und Täuschungen der Capitalvorstellungen am meisten zu befreien wussten.

Die grosse Tragweite, welche die Untersuchungen Careys über den Werth und das Grundeigenthum haben mussten, wird erst von jenem Standpunkt vollständig klar werden. Man wird erkennen, was es zu bedeuten hatte, dass Jemand die Kosten und den Nutzen, die Vorbedingung und die weitere Folge nicht mehr wie bis dahin geschah, verwechselte, und dass er auf diese Weise auch die Rolle des volkswirthschaftlichen Capitals und dessen Werth von der gehörigen Seite aufzufassen vermochte. Man wird ferner in den hoch wichtigen Vorstellungen List's über den Gegensatz von Werth und productiver Kraft nicht umhin können, den theoretischen Anfang zur vollständigen Klärung der Vorstellungen über das Verhältniss des fixen und des beweglichen Capitals und über die beiderseitige Productivität zu erblicken und so das Denkerthum dieses Mannes auch in der ganz abstracten Sphäre gelten lassen müssen. Ja man wird hiebei nicht stehen bleiben können; man wird die Nationalökonomie in zwei Lager theilen müssen, von denen nur das eine richtigere Ideen über Entstehung und Wirkungsweise des Capitals für sich hatte. Dorthin wird man die Carey und List mit ihren Anticipationen der vollständig gesicherten Ergebnisse der späteren, auch formal ganz strengen Wissenschaft zu

weisen haben. Dort wird der Ehrenplatz aller derjenigen Männer sein, die sich nicht mit der gemeinen Tradition abfinden liessen und in ernster Gedankenarbeit die Nebel des beschränkten Capitalbegriffs zertheilen halfen.

Von der Ausmerzung der zwei erwähnten Hauptfehler der Wissenschaft wird man nicht nur einen unmittelbar heilsamen Einfluss auf das Leben, sondern was nicht zu unterschätzen ist, auch eine bessere Aufklärung über die materiellen Interessen im Wege des höheren Unterrichts zu datiren haben. Mit dem Schwankenden und Ungreifbaren muss auch die verhältnissmässige Unfasslichkeit der gegenwärtigen Doctrinen je länger je mehr schwinden, und wer, der für dieses Gebiet ein Verständniss hat, möchte die Erheblichkeit dieser Art Fortschritt unterschätzen? Auf diesem Fortschritt beruht die Energie und das klare Wirken der jetzt noch jugendlichen Kräfte; denn wo das Bessere noch nicht im Stande ist, das Leben unmittelbar zu gestalten, da findet es die Bürgschaft seiner reichen Consequenzen in dem jüngern Geschlecht, welches den Schauplatz der Action erst in dem folgenden Menschenalter nach und nach ausfüllt.

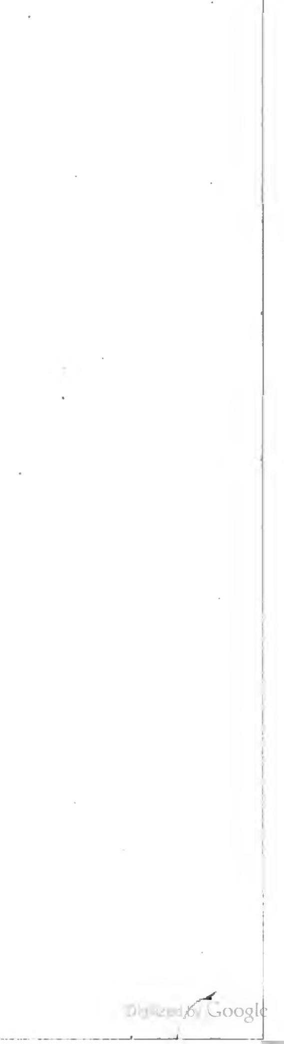
Hier haben Sie die allgemeine Verzeichnung der Situation. Was werden Sie oder vielmehr was werden diejenigen, denen unsere beiderseitigen Bemühungen vorzugsweise gegolten haben, aus dem Ergebniss für einen Schluss ziehen? Ich hoffe, diese jugendlichen Kräfte und namentlich diejenigen, welche bisher den meisten guten Glauben und die grösste Capacität zu dem Unternehmen mitbrachten, werden das Gefühl haben, unterscheiden zu können, wo die schmackhaften Früchte aufzusuchen und wo die Distelfelder den für diese Nahrung von der Natur hervorgebrachten Geschöpfen zu überlassen sind. Die Jugend wird allmälig wieder etwas von jener Rangordnung der Geister merken, die man ihr zu verhüllen grade in unserer Wissenschaft nicht am wenigsten beflissen ist. Sie wird, um einen drastischen aber trefflich bezeichnenden Ausdruck Schopenhauers zu brauchen, es verschmähen, sich „um Talglichter zu schaaren," wo sie das Sonnenlicht haben kann. Die aufgeweckteren Köpfe werden die Kluft erkennen, die den Compilator und Notizensammler vom Denker und

Forscher trennt. Sie werden den colossalen Abstand würdigen lernen, in welchem sich diejenigen, welche die Wissenschaft mit epochemachenden Wahrheiten ausstatten, von dem gemeinen Geschäftstreiben der Mittelmässigkeit und selbst der gewöhnlichen Talente jederzeit gehalten haben und halten müssen. Sie werden dann auch die „von der Natur selbst angezettelte Verschwörung“ des gewöhnlichen Gelehrtentypus gegen das ungewöhnlich Hervorragende, namentlich aber die Abneigung dieses Schlages gegen ernstliche Classificationen und Untersuchungen der geistigen Rangordnung aus den richtigen Motiven erklären, und es verstehen, wenn Einer im Namen jenes Typus erklärt: „Wir lieben diese Classificationen nicht sonderlich.“

Ja, diese paar Wörter verrathen so recht deutlich die innerste Herzensmeinung. Sie standen im Journal des Economistes vom Januar 1867 und waren grade speciell gegen den Inhalt eines Aufsatzes gerichtet, in welchem ich für die Leistungen der verschiedenen Nationalökonomen mein gewöhnliches Princip der Rangordnung zur Anwendung gebracht hatte. Dieses Princip, welches zur Beachtung der Zugehörigkeit der eigenthümlichen und epochemachenden Sätze oder Methoden auffordert und daher eigentlich nichts weiter als Gerechtigkeit gegen Schöpferkraft und Originalität verlangt, wird trotz alledem je länger je mehr das wirksamste Mittel werden, durch welches sich die bessern Köpfe die Vergeudung ihrer Zeit auf das Studium von Büchern und auf die Bemühung um Leute ersparen können, von denen im strengeren und höheren Sinne des Worts keine Aufklärung zu erwarten ist. Grade aber um dieses Princips willen ist auch nicht wenig daran gelegen, dass z. B. über einen Bastiat und seinen literarischen Diebstahl nicht der geringste Zweifel übrig bleibe. Die Ausführung, in welcher ich die Angelegenheit nach ihrem neusten Stande mit möglichster Kürze darlegte, wird sicherlich der Eventualität vorbeugen, dass über die Urheberschaft der wichtigsten Wahrheiten der neuen Oekonomie ähnliche Zweideutigkeiten und Unbestimmtheiten bestehen bleiben, wie sie noch heute bezüglich der Differentialrechnung und der ausschliesslichen Originalität Newtons nicht allgemein beseitigt sind.

Inhalts-Verzeichniss.

Druck von C. H. Storch und Comp. in Breslau.




Druck von C. H. Storch u. Comp.
in Breslau.



